



# Leseprobe

Dr. Peter Siebenmorgen  
**Franz Josef Strauß**  
Ein Leben im Übermaß

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



---

Seiten: 768

Erscheinungstermin: 06. März 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Peter Siebenmorgen

**Franz Josef  
Strauß**

**Ein Leben im Übermaß**

Pantheon

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Erste Auflage

Pantheon-Ausgabe Februar 2017

Copyright © 2015 by Siedler Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2015

ISBN 978-3-570-55350-3

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# Inhalt

## PROLOG

### 7 **Im Schlund der Politik**

## ERSTER TEIL

### 19 **PRÄGUNGEN (1915–1949)**

21 Herkunft und Kindheit

32 Fronterfahrungen

45 Nichts geht und alles ist machbar

56 An der Pforte

## ZWEITER TEIL

### 75 **AUFSTIEG UND FALL (1949–1962)**

77 A Star is born

96 Auf der Suche nach einem angemessenen Amt

115 Etappensieg

125 Nukleare Ambitionen

148 Die besten Jahre

169 Fallhöhe

198 Eine verhängnisvolle Affäre

225 Krise – Endkampf – Untergang

## DRITTER TEIL

### 261 **WECHSELJAHRE (1963–1969)**

263 Im Abseits, zermürbt

286 Exerziten ohne Rast

300 Comeback

326 Wird alles gut?

340 Professor Plisch und Dr. h.c. Plum

- 355 Deutsche und andere letzte Fragen  
367 Der konservative Modernisierer  
380 Wenn der Albtraum Alltag wird

LIBERALITAS BAVARIAE

- 401 **Eine Zwischenbetrachtung und zwei Corollarien**  
410 *Erstes Corollarium: Schiffbruch im Hafen*  
422 *Zweites Corollarium: Die schnöde Seite der Freiheit*

VIERTER TEIL

- 439 **DIE MACHT DER UMSTÄNDE (1969–1980)**  
441 Amfortas allerorten  
460 Strategische Wirren  
482 Der letzte Preuße  
495 Rückzug halben Herzens  
520 Wann, wenn nicht jetzt?  
541 Habemus candidatum  
553 Himmelfahrtskommando

FÜNFTER TEIL

- 581 **CONDITIONAL SURRENDER (1981–1988)**  
583 Und wo er verjagt ist, bleibt die Unruhe doch  
606 Der traurige König  
627 Lauter Trostpreise  
643 Letzte Tage – lange Schatten  
672 Nil nisi bene  
679 Nachbemerkung und Dank

ANHANG

- 684 Abkürzungsverzeichnis  
685 Anmerkungen  
744 Quellen- und Literaturverzeichnis  
761 Personenregister  
768 Bildnachweis

## PROLOG

# Im Schlund der Politik

In einem sind sich viele seiner Freunde und die meisten Feinde von Franz Josef Strauß einig: Sie halten ihn bei allen Entscheidungen von weitreichender Bedeutung für einen Zauderer – für einen, der das Risiko scheut. Bleibt er in Bonn, geht er nach München? Wird er mit letztem Einsatz darum kämpfen, Kanzlerkandidat zu werden, oder überlässt er anderen das Feld? Lang ist die Liste der Themen und Anlässe, bei denen die Zeitgenossen diesen Mann, der um ein schnelles Wort und eine deutliche Sprache im Grunde nie verlegen ist, als unentschlossen und wankelmütig wahrnehmen.

Die wichtigste Entscheidung seines Lebens will sich in dieses Bild nicht fügen. An Rosenmontag 1957, bei einem Faschingsball in München, lernt er Marianne Zwicknagl näher kennen, bereits an Ostern feiern sie Verlobung, wenige Wochen später, am 4. Juni, dem Dienstag vor Pfingsten, folgt die Vermählung. Die Medien haben keinen Schimmer, selbst *Der Spiegel*, der in der Woche vor Ostern noch ein großes Interview mit dem Verteidigungsminister geführt hat, tappt im Dunkeln. Da Adenauer urplötzlich grundsätzliche Bedenken hat, kommt es zwischen Strauß und Augstein zu einem Gezerre um den Veröffentlichungstermin. In seiner Not – das Titelblatt ist bereits gedruckt – versucht der *Spiegel*-Chef direkten Kontakt mit Strauß aufzunehmen, doch der ist mit seiner Braut und den zukünftigen Schwiegereltern auf Verlobungsreise. »Es tut mir leid, daß ich den heiteren Himmel dieser für Sie so erfreulichen und glücklichen Tage trüben muß«, entschuldigt Augstein sich ganz artig, um die Rettung des Interviews bemüht, in einem langen Telegramm nach Rom: »Der Spiegel ist wieder einmal von einem wichtigen Ereignis völlig ahnungslos überrascht worden.«<sup>1</sup>

Kaum anders ergeht es den vielen politischen Freunden und Wegbegleitern, die sich durchaus für das stürmische Privatleben des demnächst zweiundvierzigjährigen Ministers interessieren. Für sie ist die bevorstehende Heirat eine eher beruhigende Nachricht. Vorbei ist dann wohl das Junggesellendasein, das den christlichen Politikern alter Prägung moralisch zweifelhaft erscheint, zumal der nachgeholte studentische Übermut

des Ministers so gar nicht zu der Würde seines Amtes passen will: nicht die Nächte in den harmlosen Vergnügungslokalen der fünfziger Jahre, schon gar nicht jene Besuche zu später Stunde bei Damenbekanntschaften, für die der Herr Minister über Zäune kraxeln, durch Flur und Treppenhaus schleichen muss, um unbemerkt zu bleiben, während vor dem Haus der Begeherten – wie unauffällig – die Dienstlimousine mit laufendem Motor wartet.<sup>2</sup>

Doch nein, Strauß hat es nicht eilig, die auch für seine Parteifreunde und Kabinettskollegen erfreuliche Kunde seiner Vermählung zu verbreiten. Dem Bundeskanzler, den er um Urlaub ersuchen muss, schreibt er, dass er sich »einige Tage (...) in Erholung begeben« wolle und die Absicht habe, »die Kartage und die Osterfeiertage privat in Rom zu verbringen, wie ich es auch die letzten Jahre getan habe.«<sup>3</sup> Kein Wort von der bevorstehenden Verlobung. Woher diese Schweigsamkeit? Marianne Zwicknagl ist wahrlich keine Braut, die man verstecken müsste: hübsch, gebildet, aus gutem Haus; der Brauereibesitzer Max Zwicknagl, ihr Vater, den Strauß im Frankfurter Wirtschaftsparlament kennen und schätzen gelernt hat, zählt in der CSU zu den Honoratioren der angenehmeren Art. Auch in Bonn hat sein Name einen guten Klang.

Aber das Schweigen – merkwürdig bei einem, der stets im Rufe stehen wird, zu viel zu sagen – ist leicht zu erklären. Es soll das letzte Reservat von Privatheit einer durch und durch öffentlichen Existenz schützen. Mit den Jahren werden die Räume für Nichtöffentliches immer kleiner – umso wichtiger ist es für Strauß, dass sie nach anderen Regeln funktionieren. Gewiss, auch der Privatmann Strauß sieht es nicht ungerne, für sein Politikerdasein bewundert zu werden, aber dessen andere Seite – der ständige Kampf, die vielen Zweifel an ihm – soll niemals in die Privatheit eindringen. Wer mit Strauß als Freund zu tun hat und ihm dieses Maß an Ruhe nicht gönnt, von dem wendet er sich ab.

Für die Ehe gilt das noch viel mehr. Lange hat er sich danach geseht, Ausschau gehalten nach dem Glück seines Lebens, einem Ruhepunkt, einer Gemeinschaft, in der er sich – anders als in der Politik – nicht ständig beweisen muss. In Zeiten, da Vermählungen hochpolitische Angelegenheiten waren, wäre Strauß wohl nicht zurechtgekommen. Für die immer wieder anklingende Nachrede, die Hochzeit mit Marianne Zwicknagl habe auch politischen oder wirtschaftlichen Zwecken gedient, gibt es keine Anhaltspunkte. Denn als Strauß vor den Traualtar tritt, ist er schon viel zu lange ein Mann aus eigenem Recht – von Rang und Gewicht gehört er zweifellos zu den ersten in Staat und Gesellschaft –, als dass er darauf angewiesen wäre,

in die bayerische Honoratiorenfamilie Zwicknagl einzuheiraten, um so seinen rasanten sozialen Aufstieg aus kleinen bürgerlichen Verhältnissen abzurunden.

Auch wenn am Tag der Hochzeit die Gier der Illustrierten nach schönen Bildern groß ist, einige der besten Reporter zum Ereignis eilen und eine beträchtliche öffentliche Aufmerksamkeit das Fest begleitet, sollte für Strauß eigentlich nichts anderes gelten als für jedermann: Dieser Tag sollte der privateste aller privaten Tage in seinem Leben sein. Doch diese Privatheit ist ihm nicht vergönnt. »Demokratisch heißt jedermanns Sklave sein dürfen«,<sup>4</sup> so schrieb Karl Kraus, und bräuchte man einen Beweis für den Wahrheitsgehalt dieser sarkastischen Bemerkung: Die Hochzeit von Franz Josef Strauß bietet ihn.

Die Bedürfnisse der sich im Wirtschaftswunderland auf voyeuristische Vergnügungen einstellenden Öffentlichkeit sind dabei noch der geringere Teil, mag sich die Braut auch berechtigte Sorgen machen, dass ihre »Hochzeit zu einem Rummel ausarten könnte, wie es bei der armen Maria Schell der Fall war«.<sup>5</sup> Vergleichsweise harmlos sind auch die politischen Rücksichtnahmen, die bei der Erstellung der Gästeliste zu bedenken sind: Am besten bittet man das ganze Kabinett und verstreut großflächig Einladungen über die Führungsriege der Unionsparteien und der Bundestagsfraktion, den Verteidigungsausschuss nicht zu vergessen! Allerdings muss sich kaum einer genötigt sehen, der Trauung auch gegen die Stimme des eigenen Herzens beizuwohnen. Denn alles geht ja ein wenig plötzlich. Wem dies noch nicht Vorwand genug ist, sich kurzfristig indisponibel zu erklären – Strauß ist anerkannt, gewiss, und seine Gaben werden allenthalben bewundert, aber die persönliche Verbundenheit mit den Bonner Kollegen reicht kaum über Parteifreundschaften hinaus, nein, richtig mögen tun ihn hier die wenigsten –, dem kommt schließlich die Politik zustatten: Keine zwei Wochen vor dem Termin muss noch einmal alles umgestoßen werden – »aus dienstlichen Gründen«, wie Strauß am 19. Mai bekanntgibt, da er zur nämlichen Zeit überraschend nach Italien und England zu politischen Konsultationen reisen muss.<sup>6</sup>

Wird der Kanzler kommen? Eigentlich will er nicht. Zu viel der Ehre für jenen ungestümen Mann, der es mit seiner eigenwilligen und oft respektlosen Art immer wieder versteht, Adenauer die Freude an dieser zweifellos großen politischen Begabung zu vergällen. Gerade in den Wochen vor der Hochzeit ist die Stimmung zwischen beiden eingetrübt. Denn natürlich

bleibt es dem greisen Kanzler mit dem wachen Sinn für jeden Angriff auf seine Autorität nicht verborgen, dass Strauß, bei aller aufrichtigen Ergebenheit, doch zunehmend daran zweifelt, ob der alte Herr noch auf der Höhe der Zeit ist. Argen Tand hat Adenauer gerade erst zu Fragen der Atombewaffnung zum Besten gegeben. Der Auseinandersetzung mit jenen achtzehn Professoren – die Nobelpreisträger Max von Laue, Werner Heisenberg, Otto Hahn und Max Born zählen zu dieser Gruppe –, die sich seit dem Frühjahr unter großer öffentlicher Anteilnahme mit der nuklearen Strategie des Bündnisses und deren Risiken für Deutschland befassen und eine überaus kritische »Göttinger Erklärung« unterschrieben haben, ist Adenauer intellektuell nicht gewachsen. Zudem ist gerade eine Diskussion darüber im Gang, »wer außer Ihnen nach den Wahlen 1957 Bundeskanzler werden könne«, wie Strauß – sein eigener Name taucht in diesem Zusammenhang nun immer häufiger auf – an Adenauer schreibt.<sup>7</sup> Vorsorglich sagt der Kanzler also erst einmal ab, der vielen Termine wegen.<sup>8</sup> Dessen enger Vertrauter und Vorsitzender der Unionsfraktion Heinrich Krone, der Strauß recht skeptisch gegenübersteht und dem die Feierlichkeiten ohnehin etwas zu aufwendig geraten sind, berät den Kanzler in diesem Sinne.

Am Ende ist Adenauer schlau genug zu erkennen, dass er eben nicht nur eine glanzvolle Staffage für das Fest abgibt – er geleitet die Brautmutter in die Kirche –, sondern durch schlichte Präsenz die Szene schon beherrschen wird. »Franz Josef Strauß heiratet«, notiert Krone, der selbstverständlich nicht zugegen ist, am Tag der Vermählung in sein Tagebuch: »Der Münchner Kardinal traut. Vier Minister und der Bundeskanzler sind unter den Gästen. Höher geht es nimmer, es fehlt nur noch ein Legat des Papstes. Ich hatte dem Kanzler geraten, nicht nach Rott am Inn zu gehen, obwohl er an diesem Tage in Passau war. Der alte Herr war aber klüger als ich.«<sup>9</sup>

Auch mit der Wahl seines Trauzeugen lässt Strauß politisches Kalkül in seinen privaten Tag hineinstrahlen. Denn keinem Schulfreund oder Kommilitonen, auch keinem Kriegskameraden, keinem wirklich engen Freund ist diese Aufgabe zugebracht, sondern ausgerechnet Fritz Schäffer, dem Bundesminister der Finanzen. Gewiss hat es in den ersten Bonner Jahren viele unbeschwerte Abende mit diesem respektgebietenden Herrn gegeben. Wenigstens in der Bonner Landesgruppe der CSU sind im täglichen Umgang miteinander die alten, erbitterten Grabenkämpfe, die die Gründerzeit der Christsozialen prägten und in denen Strauß und Schäffer auf verfeindeten Seiten kämpften, nicht von Bedeutung; die vielen heiteren Erlebnisse im Bonner »Salvator« oder im »Landsknecht« wiegen schwerer.<sup>10</sup> Als Minister-

kollegen indes finden sie wenig Gefallen aneinander: Seit Anfang des Jahres reift ein heftiger Streit zwischen dem altväterlichen Wächter der Staatsfinanzen und dem sich vehement gegen solche kleinlichen kameralistischen Bedenken wehrenden Organisator des Aufbaus der Bundeswehr heran, der sich im Frühsommer 1957 zu einem erbitterten Stellungskrieg entwickelt.

Es ist nicht auszuschließen, dass für Strauß, der im Grunde ein erstaunlich anhänglicher, streitunlustiger, ja, auch melancholischer Mensch ist, die persönlichen Begegnungen der Bonner Gründungsjahre alles aufwiegen. Aber anders als Josef Müller, der große Förderer seiner Talente und Vorsitzende der CSU in deren turbulenten Anfängen, ist Schäffer eben kein Freund im engeren Sinne. Allerdings gilt er nach wie vor, auch wenn seine Karriere in Kabinett und Partei nach unten weist, als Repräsentant der besonders gottesfürchtigen, klerikalen Strömung innerhalb der CSU – deren moralisches Ressentiment gegen Strauß, wie sich schon kurz darauf zeigt, auch nicht davor Halt machen wird, die sittliche Tüchtigkeit des Bräutigams einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Diplomatisches Geschick, abwägende Rücksichtnahmen sind einer Hochzeit an sich ja nicht fremd, wenn es etwa um die Einladung und Platzierung unliebsamer Verwandtschaft geht. Und Ruhe und Besinnlichkeit erhalten an diesem einschneidenden Tag im Leben eines Menschen ohnehin kaum ihr Recht. Nun aber, am Vorabend des großen Festes, reißt die öffentliche Existenz des Franz Josef Strauß, die Politik, ihren Schlund auf, um auch den Rest an Privatheit dieses Tages zu verschlingen.

Für Montag, den 3. Juni, ist nach Rott zum Polterabend geladen. Kein Grund für Strauß, den ganzen Tag dem Müßiggang zu schenken. Bis zum späten Nachmittag also werden in der CSU-Landesleitung noch Akten abgearbeitet und Gespräche geführt, ehe sich der Minister in das eine gute Autostunde entfernte Inntal begibt.

Es ist jetzt 17 Uhr, im Radio laufen Nachrichten, und gleich die erste wirft fast alle Planungen über den Haufen, vertreibt Hochgefühl und Freude dieses Tages. Ausgerechnet heute hat sich das erste schwere Unglück in der noch kurzen Geschichte der Bundeswehr ereignet. Ein Unglück? Eine Katastrophe. Fünfzehn junge Rekruten mussten ihr Leben lassen. Zum Abschluss einer ganz normalen Übung für Fallschirmjäger in der Nähe von Kempten hat der Unterführer die Durchquerung der scheinbar harmlos dahinfließenden Iller befohlen. Allen voran, ein Maschinengewehr auf den Schultern, führt er seine Leute in den Tod. Was als Vorbereitung auf »einen

Dallmayer und Eisbombe à la Schnecki will sich ebensowenig Festtagsstimmung einstellen wie im Braustübl nebenan, wo die Journalisten zur selben Zeit die Erklärung des Ministers entgegennehmen: »Zutiefst erschüttert und bewegt gedenkt mit mir in dieser Stunde die gesamte Bundeswehr in Ehrfurcht ihrer heimgegangenen Kameraden. Ihre Opfer und das Leid ihrer Angehörigen verpflichten uns in unserem Dienst zum Schutz der Heimat. Sie mahnt jeden Soldaten zum höchsten Verantwortungsbewußtsein.«<sup>12</sup>

Gott sei Dank, der Hochzeit folgt die Hochzeitsreise. Und glücklicherweise ist in den ereignisreichen Wochen zuvor, während der Minister von seinem Bonner Schreibtisch häufig abwesend war, mancher Brief ungelesen geblieben, so dass freundliche Anregungen, wie man das Gute mit dem Nützlichen verbinden könnte, ihn nicht mehr vor der Abreise erreichen.

Geplant ist die jenen Deutschen, die es inzwischen wieder zu Wohlstand gebracht haben, vertraute Reise durch die Schweiz, entlang den beschaulichen, von prächtigen Alpenmassiven eingefassten Seen, nach Italien. Da würde es sich doch trefflich fügen, so schreibt ihm der Abgeordnetenkollege Hellmuth Heye, sich auf das Herzlichste für die Einladung zur Roter Feier bedankend, »auf etwaiger Durchreise durch die Schweiz in Luzern das gerade für honigmondsüchtige Hochzeitsreisende qualifizierte Hotel ›Schweizerhof‹ anzulaufen und dort den von mir schon früher warm empfohlenen Schweizer Oberst Schaufelberger (seine Frau ist Besitzerin des Hotels und abgesehen davon eine entzückende Frau) Telefon Luzern 25 801 kennen zu lernen. Ich empfehle Ihnen das auch deshalb, weil Schaufelberger Sie über einen 30 t Panzer unterrichten kann, der, ohne dass ich alle Details kenne, vielen modernen Forderungen auch von uns zu entsprechen scheint und in zwei Prototypen bereits läuft«.<sup>13</sup>

Zu spät erreicht das Schreiben den Minister, und so bricht das junge Glück auf, ohne Koffer und Gemüt mit Akten zu beschweren, um endlich zu genießen, was der unglückliche Hochzeitstag ihnen verwehrte. Doch über diesen Wochen liegt ein Fluch. Räumlich lässt sich der politischen Gegenwart rasch entkommen, allein für sich bleiben die beiden indes nie. Strauß muss schon Kontakt zu seinem Ministerium halten, kann nicht einfach unerreichbar sein. Nun gut, damit ließe sich noch leben. Dummerweise aber kommt nun die Opposition, die sich in den vergangenen Jahren so oft schon über diesen blitzgescheitern Bayern mit seinen niederschmetternden Rednergaben ärgern musste, auf die Idee, das Unglück an der Iller zum Anlass zu nehmen, um ein großes Fass zu öffnen. Im September steht die Bundestagswahl an, deshalb ist Adenauer gar nicht glücklich darüber,

dass Strauß, der unmittelbar nach seiner Hochzeitsreise noch für vierzehn Tage nach Amerika muss, ganze sechs Wochen von der innenpolitischen Bühne verschwindet.<sup>14</sup> Aus Sicht der SPD, die sich immer wieder vergeblich abgemüht hat, die Außen- und Verteidigungspolitik des Kanzlers zu durchkreuzen, bietet der tragische Unfall die Gelegenheit, einmal mit geziemender Unschuldsmiene nachzufragen, ob der Tod der Soldaten nicht vielleicht eine zwangsläufige Folge des völlig überhasteten Aufbaus der Bundeswehr und der Verteidigungskonzeption der Herren Strauß und Adenauer sei.

Sofort ist Feuer unter dem Dach der Bundesregierung, eine gefährliche Diskussion braut sich zusammen. Seit zwölf Jahren ist der Krieg vorbei – und jetzt gibt es erneut tote Soldaten zu beklagen. Die öffentliche Erregung ist groß, in der bald folgenden Redenschlacht zu diesem Thema im Deutschen Bundestag bringt der SPD-Abgeordnete Fritz Eschmann, einst Hauptmann der Wehrmacht und Ritterkreuzträger, eine weit verbreitete Ansicht auf den Punkt: »Und wenn (...) die Dinge oben nicht in Ordnung sind, wie sollen sie dann unten in Ordnung sein?«<sup>15</sup>

Unter diesen Umständen bleibt Strauß gar nichts anderes übrig, als die Hochzeitsreise abubrechen und die geplanten Konsultationen in den Vereinigten Staaten abzusagen. Ein Honeymoon, wie man ihn sich wünscht: Statt mit seiner Frau das Ungemach des Rotter Fests bei Spaziergängen und Bootspartien zu vergessen, muss er sich im Bundestag einer Debatte stellen, in der es – wie gesagt, der Wahlkampf naht – nicht eben höflich zugehen wird.

Und dies ist noch nicht alles. Zwar ist es noch immer bei Strafe verboten, gewisse ostdeutsche Zeitungen in der Bundesrepublik zu besitzen, aber es braucht nur eine kurze Zeitverzögerung, bis in allen Medien der Bundesrepublik ein Artikel der *Berliner Zeitung*<sup>16</sup> weitergereicht wird, der am 12. Juni, eine Woche nach der Hochzeit, mit der knalligen Überschrift »Kriegsminister als Heiratsschwindler« erscheint – erläutert mit den Phantasie anregenden Unterzeilen: »CSU-Journalistin an den Rand des Selbstmords getrieben/Fünf Frauen blieben sitzen/Franz-Josef Strauß – der Bordellstammgast/Wer bezahlt die Liebes- und Alkoholtouren des Mannes, der die UdSSR ›von der Landkarte streichen‹ möchte/Ein feines Vorbild für die westdeutsche Jugend«.

Wohl macht sich kaum eine der westdeutschen Zeitungen diese ostzonalen Horrorgeschichten über Strauß, den Wüterich und Unhold, zu eigen. Aber man muss ja – Chronistenpflicht! – melden, was in der weiten Welt geschieht, und so kommt man, leider, nicht umhin, auch über die

Geschichten von all den Damen, denen Strauß angeblich die Ehe versprochen und die er dann sitzen gelassen habe, zu berichten. Man muss gar nicht alles glauben, was das Ost-Berliner Blatt mitzuteilen hat, aber einen gewissen Das-sieht-ihm-ähnlich-Effekt erzielen diese Schwänke aus dem Leben dieses Mannes allemal, von dem doch jeder weiß, dass er kein Kind von Traurigkeit ist. Recht plausibel klingt zudem, woher die *Berliner Zeitung* ihr Wissen »über die moralische Verkommenheit des Bonner Kriegsministers« gewonnen haben will, »aus der Umgebung des Staatssekretärs Globke« nämlich. Und wie es sich für eine zünftige Enthüllungsgeschichte jener Zeit gehört, ist auch der Bundesnachrichtendienst mit von der Partie: »Sowohl Adenauer und vor allem Gehlen erhalten ständig sorgfältige Informationen über die vielfältigen Eskapaden des hemmungslosen Franz-Josef Strauß.« Dieser wird, noch im Ausland auf Hochzeitsreise, telefonisch vom Schwiegervater über die Gerüchte- und Nachrichtenlage auf dem Laufenden gehalten: »Adenauer und Gehlen Informationen über Eskapaden«, »Globke Lieferant«, »Adenauer Zwicknagl-Heirat nahegelegt«, »Besitzer Bonner Lokaltäten – Exzesse Strauß«, »Konzerne als Geldgeber für Liebe und Alkohol« – die Notizen, die sich der frischgebackene Ehemann nach einem dieser Telefonate macht, sind alles andere als beruhigend.<sup>17</sup>

Diese Angelegenheit politisch auszuschlachten geht selbst der Opposition zu weit. Nicht aber den innerparteilichen Widersachern: Für seine kleinkalibralen Parteifreunde rund um den unbeugsamen Alois Hundhammer, einen überaus züchtigen Christenmenschen, ist dies ein dankbares Geschäft. Geahnt hat Hundhammer das, was die Ostpresse da berichtet, freilich immer schon. Spätestens jetzt, wo alles schwarz auf weiß dasteht, muss man den Dingen dringend nach und auf den Grund gehen! Bestens präpariert, ein sieben Seiten langes Typoskript und den besagten Artikel aus der *Berliner Zeitung* zur Hand, klagt Hundhammer in der CSU-Landtagsfraktion am 26. Juni die schlimmen Sünden dieses feinen Herren an – während Strauß am Bonner Schreibtisch über den Vorbereitungen für die anstehende Bundestagsdebatte zu dem Bundeswehrunglück sitzt. Die Fraktionskollegen wissen gar nicht, wie ihnen geschieht, als die Zornesrede jenes streitbaren Ordensritters vom Heiligen Grab ihren Höhepunkt erreicht: »Und hier schweigt der Parteivorstand und der Betroffene selbst gibt keinerlei Erklärungen ab. Einen solchen Mann«, hilf Herr, selbst Rom ist nicht mehr das, was es mal war, »dazu noch mit seiner Braut, hat der Heilige Vater empfangen, und der Kardinal ist nach Rott gefahren, um ihn zu trauen.«<sup>18</sup>

Nicht allzu großen Rückhalt hat Hundhammer in den eigenen Reihen; wohl verfügt er noch über eine stattliche Zahl hauptsächlich oberbayerischer Anhänger in Partei und Fraktion, aber seine Zeit ist eigentlich vorbei. Immerhin ist er noch stark genug, sich gegen die Entschuldigung zu wehren, die Strauß ebenso wie Hanns Seidel, der Parteivorsitzende, der für die CSU in Kürze wieder den bayerischen Ministerpräsidenten stellen wird, von ihm verlangen.

Über Wochen und Monate zieht sich diese quälende Angelegenheit hin. Denn wenig später bricht die SPD-geführte Münchner Koalition auseinander; die CSU, seit 1954 in der Opposition, kommt wieder an die Macht. Und bei der Regierungsbildung fällt Hundhammer – trotz einer Brandrede von Strauß vor der Landtagsfraktion, in der die Minister vor ihrer Ernennung und Vereidigung erst einmal gewählt werden müssen – das Landwirtschaftsministerium zu. So wie die Mehrheitsverhältnisse und Arrangements innerhalb der CSU nun einmal sind, kann auch Seidel, der stets auf Mäßigung und Ausgleich bedachte Mann an der Spitze, dies nicht verhindern.

Spurlos sind die Ereignisse dieser schlimmen Monate im Frühjahr und Sommer, die doch eigentlich dem persönlichen Glück hätten reserviert sein sollen, an diesem äußerlich so robust erscheinenden Mann nicht vorübergegangen. Sogar Adenauer, der nun wirklich nicht übermäßig viel Mitgefühl für seine Wegbegleiter aufbringt, macht sich, wie er dem Bundespräsidenten Theodor Heuss in einer Besprechung unter vier Augen am 22. Juli 1957 anvertraut, »große Sorgen« um seinen Verteidigungsminister: »Die massiven Angriffe, die von dem sowjetzonalen Propagandaapparat auf Strauß wegen seines Privatlebens gestartet worden seien«, so hält es die Protokollniederschrift zu diesem Gespräch fest, »hätten den Minister tief getroffen. Wenn es auch gelungen sei, innerhalb der CSU den völlig ungerechtfertigten Hundhammerschen Vorstoß gegen Strauß abzuwehren, so habe Minister Strauß sich doch völlig in sich selbst zurückgezogen. Er komme beispielsweise zu keinen Sitzungen mehr und halte auch im Lande keine Reden.«<sup>19</sup>

Im November 1957, es ist schon einige Zeit ins Land gezogen, die Union hat bei der Bundestagswahl einen grandiosen Sieg errungen, zu dem Strauß nicht unerheblich beigetragen hat, im Spätherbst dieses bewegten Jahres also ist der Verteidigungsminister auf der politischen Bühne wieder präsent wie eh und je. Man könnte also meinen, der schreckliche Sommer des Missvergnügens sei vergessen oder wenigstens verdrängt. Die Öffentlichkeit und auch die politische Auseinandersetzung haben sich anderen Themen

zugewandt. Zwischen Strauß, der sich den einstweilen nicht zu ändernden Münchner Verhältnissen fügt, und Hundhammer ist es sogar zu einer Aussprache gekommen, die an der herzlichen Abneigung zwischen den beiden nichts ändert, aber immerhin einen gewissen Waffenstillstand zur Folge hat.

Doch nichts ist vergessen, keine Wunde wirklich verheilt. In höflicher Schrofheit, mit zwei Sätzen und viel Weißraum auf dem Briefbogen, gratuliert Strauß dem neuen Ministerpräsidenten zu dessen Wahl: »Zu Deinem Kabinett« – und zweifellos ist diese Zeile auf Hundhammer gemünzt – »wünsche ich Dir viel Glück«. <sup>20</sup> Seidel entgeht natürlich nicht, dass »Dein Glückwunsch frostig« ist, und er zeigt für »Deinen Unmut wegen der Besetzung des Landwirtschaftsministeriums (...) volles Verständnis«. <sup>21</sup>

Bevor es nun zu einem klärenden Gespräch zwischen den beiden kommt, erhält Seidel einen weiteren Brief von Strauß, der nicht verbirgt, wie tief die seelischen Verletzungen des Sommers sitzen: »Mich bewegt nicht nur der Unmut wegen der Besetzung des Landwirtschaftsministeriums, sondern mich erfüllt auch tiefe Verbitterung, die auf politische und persönliche Gründe zurückzuführen ist. (...) Dr. Hundhammer hat heuer, unter Anwendung kommunistischen Propagandamaterials, die Ehre meiner Person, den Frieden meiner Familie, die Position des mit der größten Verantwortung belasteten und am meisten exponierten Bundesministers, sowie das Ansehen der Partei in gewissenlosester Weise unter dem Beifall der ganzen sowjetzonalen Presse angegriffen und damit erst weiteren Angriffen neuen Auftrieb gegeben.« <sup>22</sup>

So ist es, wenn man mit diesem Vollblutpolitiker verheiratet ist, der einst zu den begehrtesten Junggesellen der Republik zählte: Diese zuvor vielleicht erahnte bittere Erfahrung muss Marianne Strauß in den ersten Ehewochen machen. Fortan weiß sie, dass es wirkliche Privatheit für sie beide nicht geben wird.

Die Politik war sein Leben – dieser zum Ende vieler Politikerleben in kleiner Münze verbreitete Spruch hat für Strauß tatsächlich eine tiefere Bedeutung und verweist nicht bloß auf den trivialen Umstand, dass Strauß sich im politischen Geschäft verzehrt, von dieser Leidenschaft getrieben sein Privat- und Familienleben vernachlässigt und – in Bonn auch räumlich fern der Heimat – die Seinen selten zu Gesicht bekommt. Die privatesten Momente sind nicht davor gefeit, ins Rampenlicht gerückt zu werden. Franz Josef Strauß führt, sobald er in die Politik eintritt, eine durch und durch öffentliche Existenz. Er ist nun Sklave jedermanns: Sklave der eigenen Partei, der Opposition, der Medien, der gesamten Öffentlichkeit.

ERSTER TEIL

**PRÄGUNGEN**  
**(1915–1949)**

## Herkunft und Kindheit

»München leuchtete«, wie es am Anfang von Thomas Manns Erzählung »Gladius Dei« heißt;<sup>1</sup> ja, noch immer leuchtet München, als Franz Josef Strauß am 6. September 1915 geboren wird. Die lange Periode der liberalen Regentschaft Bayerns ist mit der Abberufung des Ministerpräsidenten Clemens von Podewils-Dürnitz 1912 zwar beendet; der Weltkrieg, der nun schon seit einem Jahr wütet – 910 000 Söhne seines Landes stellt der König dem Kaiser, am Ende werden 180 000 gefallen sein –, hat im Geburtsjahr von Strauß erste spürbare Folgen für die Heimatbevölkerung. Aber trotz der Engpässe in der Lebensmittelversorgung – was die Seeblockade der Engländer allein nicht bewirkt, besorgt eine Serie von Missernten – kann von echter Not noch keine Rede sein. Der Mangel, der im Elternhaus von Strauß herrscht, ist ohnehin nicht der Kriegswirtschaft geschuldet, sondern ganz normale Alltagsplage, wie sie jeder kleine Handwerker kennt; Hunger leiden muss hier freilich niemand, schließlich betreibt der Vater einen Metzgerladen, bei dem von jeher auch am Sonntag nur selten das Bessere von Schwein und Rind für die Familie abfällt, aber für alle stets genug zu Essen bleibt.

Die gute alte Ordnung ist bereits dem Tode geweiht. Sie wird den großen Krieg, der alles grundstürzend verändert, nicht überdauern. Noch allerdings »rollt, wallt und summt das unüberstürzte und amüsante Treiben der schönen und gemächlichen Stadt«<sup>2</sup>, wie es Thomas Mann beschrieben hat; in Schwabing, wo sich seit der Jahrhundertwende Bohemiens eingerichtet haben,<sup>3</sup> bestimmen »junge Künstler, runde Hütchen auf den Hinterköpfen, mit lockeren Krawatten und ohne Stock, unbesorgte Gesellen, die ihren Mietzins mit Farbenskizzen bezahlen«, nach wie vor das Bild, und aus den geöffneten Fenstern dringt »Musik auf die Straße hinaus, Übungen auf dem Klavier, der Geige oder dem Violincell, redliche und wohlgemeinte Bemühungen«.<sup>4</sup> Hier, in der Schellingstraße 49, ist das Elternhaus von Strauß gelegen.

Mit dem Ende des Krieges, den revolutionären Wirren, die in dieser Gegend, dem Universitätsviertel, der Max-Vorstadt, ebenso ihren Ausgangspunkt nehmen wie einige Jahre später Hitler und die NSDAP – der

*Völkische Beobachter* wird wenige Häuser neben der Metzgerei Strauß redigiert und gedruckt werden –, mit der Zäsur der Jahre 1918/19 also wird München aufhören zu leuchten. So pittoresk wie in Thomas Manns Erzählung ist die Wirklichkeit ohnehin nur für die, die es sich leisten können – das eingesessene wohlhabende Bürgertum –, und für jene, die es sich leisten wollen, obwohl sie es eigentlich nicht können, also die Paradiesvögel der Schwabinger Boheme, die auf bürgerliche Konventionen pfeifen.

Die Eltern Strauß indes gehören keiner dieser beiden Gruppen an. Franz Strauß, der Vater, und seine Frau Walburga sind wie viele andere im Zuge von Industrialisierung und Landflucht in die Stadt gekommen.<sup>5</sup> Denn in der mittelfränkischen Heimat, wo der Vater 1875, auf den Tag vierzig Jahre vor seinem Sohn, in Kemmathen, Landkreis Feuchtwangen, geboren wurde, sind die Perspektiven für das jüngste von fünf Kindern einer Bauernfamilie wenig rosig. Der älteste Bruder übernimmt den Hof, Franz erlernt das Metzgerhandwerk. Dem Sog der Metropole folgend, die sich von einer beschaulichen Residenz rasch zu einer modernen Großstadt wandelt, macht er sich 1904 mit einer kleinen Metzgerei in angemieteten Räumen selbständig. Was nach mehr klingt, als es in Wirklichkeit ist, denn wie alle zugezogenen Kleinhandwerker steht er am unteren Ende der Zunfthierarchie. Mit den stolzen alteingesessenen Gewerbetreibenden und Handwerkern, die es zu Eigentum und einem gewissen Wohlstand gebracht haben, verbindet eine solche Existenz weniger als mit denen, die in den neu entstehenden Fabriken Arbeit finden.<sup>6</sup> Immerhin, die Selbständigkeit eröffnet dem Fleißigen Aufstiegschancen, die dem Industrieproletariat verschlossen bleiben, und Franz Strauß, von Hause aus zu Genügsamkeit erzogen, zeigt nach der 1904 erfolgten Geschäftseröffnung, von welchem Leistungsethos er beseelt ist: Die Meisterprüfung vor der Handwerkskammer München legt er mit Bestnote ab.

Auch Walburga Schießl, 1877 im niederbayerischen Unterwendling, Landkreis Kelheim, geboren, die Franz Strauß im November 1906 in der Münchner Ludwigskirche heiratet, kommt aus bescheidenen bäuerlichen Verhältnissen. In die bayerische Hauptstadt ist sie gezogen, um sich als Magd und Köchin in jener bürgerlichen Welt zu verdingen, zu der ihr Sohn später einmal gehören wird – nicht aber Maria Strauß, das erste, am 9. September 1907 geborene Kind. Diese Schwester von Franz Josef Strauß, die nach Schule und Ausbildung als Buchhalterin arbeitet, wird ihr ganzes Leben lang eine unauffällige Existenz im Hintergrund des jüngeren, großen Bruders führen und doch einer der wichtigsten Bezugspunkte in seinem

Leben bleiben. Was später in völlige Bewunderung, Aufopferung und Hingabe für das politische Lebenswerk von Franz Josef Strauß mündet, beruht auf einer nie endenden und nie getrübbten Geschwisterliebe. Dem jungen Minister, der in Bonn zum Star wird, hält sie von München aus, wo sie sich auch der Mutter – bis zu deren Tod 1962 – annimmt, den Rücken frei. Für den Vorsitzenden der CSU wird sie zur heimlichen Schatzmeisterin, wacht peinlich korrekt über das bald unübersichtliche Geflecht der offiziellen und inoffiziellen Finanzen, der Privat- und Sonderkonten, der offen deklarierten und auch der zur besonderen Verfügung des Parteivorsitzenden eingerichteten schwarzen Kassen.

Maria Strauß, die nie heiraten wird, »denn einen Mann wie meinen Bruder fand ich nie«, hat früh gelernt, »mit Würde den zweiten Platz einzunehmen«. <sup>7</sup> Äußerlich führt sie ihr eigenes Leben, wohnt stets in eigenen vier Wänden, geht ihrem Beruf bis zur Rente nach. Sehr oft sehen sich die Geschwister nicht, nachdem es den Bruder in die Politik verschlägt. Doch in ihren Gedanken ist sie stets bei ihm, und wenn sie gebraucht wird, ist sie sogleich zur Stelle. Stets wird sie bereitstehen, die Schwägerin bei der Erziehung der Kinder zu entlasten. Maria, die fromme und bescheidene Katholikin, für die persönlicher Verzicht keine Minderung von Lebensglück und -freude bedeutet, füllt im Grunde für Strauß die Rolle aus, die in vielen katholischen Pfarrhäusern einst eine Schwester des Geistlichen übernahm, sie ist im übertragenen Sinne eine »gute Haushälterin, die sich um die Dinge des Alltags kümmert«, und darüber hinaus »Teil seines Innersten«. <sup>8</sup> Mehr an der Schwester als am berühmten Bruder lässt sich erahnen, welcher Geist und welche Werte, welche Art der dienenden Lebensführung das Elternhaus von Franz Josef Strauß bestimmen und diesen prägen.

Wenige Tage nach ihrem achten Geburtstag erhält Maria Strauß ihr Brüderchen; ein gutes Jahr zuvor war ein Schwesterchen zur Welt gekommen, das aber bereits nach drei Wochen starb. <sup>9</sup> An jenem Tag – noch bis in ihre Pubertät glaubt die Kleine an den Klapperstorch – wird ihr der Gang ins Schlafzimmer verwehrt: »Die Mama ist krank.« Konrad Adenauer, 1876 geboren und damit etwa gleich alt wie ihre Eltern, auch er ein gläubiger und praktizierender Katholik, wird Jahrzehnte später einmal dem bekannten evangelischen Theologen Helmut Thielicke erklären, dass er die Aufklärung seiner Kinder ganz der Mutter überlassen habe: »Ich hatt' Angst, ich ging zu weit!« <sup>10</sup> Völlig undenkbar, dass im Elternhaus von Strauß derart locker über ein so heikles Thema – müsste man nicht dies allein schon beichten? –

geredet worden wäre. Gottesfürchtige, kirchentreue Leute sind sie, alle Insignien bayerischer Volksfrömmigkeit haben in ihrem Leben einen festen Platz: Herrgottswinkel, Weihwasserkessel, Tischgebet, die Sonntagspflicht; bei der Prozession zum Fronleichnamfest sieht man den Vater stets anständig in den Reihen der Marianischen Männerkongregation schreiten.

Nichts ahnend erledigt Maria am Tag der Niederkunft ihrer Mutter die Schulaufgaben und geht nach dem Abendbrot zu Bett. Doch sie scheint zu spüren, dass es keine gewöhnliche Krankheit ist, mit der die Mutter ringt. Maria findet keinen Schlaf; plötzlich dringen Babyschreie hin zu ihr, die offenkundig nicht aus irgendeiner Nachbarwohnung kommen. Am nächsten Morgen wird sie zur Mutter vorgelassen, und siehe, Franz Josef ist geboren, ruhig und friedlich liegt er da.

»Die Eltern kümmerten sich immer sehr um uns, aber sie ließen uns viel Freiheit und verschonten uns vor überflüssigen Erziehungsversuchen«,<sup>11</sup> so fasst Maria ihre Erinnerungen an die Kindheit zusammen. Falsch ist das wohl nicht, aber es klingt doch ein wenig gefälliger, als es vermutlich war. Denn natürlich sind es keine pädagogischen Theorien, und es sind auch keine wirklich freien Entscheidungen, die den äußeren Rahmen für das Aufwachsen der Kinder im Hause Strauß abstecken. Das Metzgerhandwerk fordert vom Vater schließlich fast den ganzen Mann; die Arbeitswoche endet erst, wenn am Samstagabend, nach Ladenschluss, gegen 21 Uhr die Reinigung der Geschäftsräume abgeschlossen ist und das Abendbrot als Nachtmahl eingenommen wird. An jedem Werktag, in aller Herrgottsfrühe, bricht er mit seinem Karren – ein Fahrzeug oder Fuhrwerk gibt es nicht – zum Schlachthof auf, der eine gute Stunde entfernt liegt, um sein Fleisch abzuholen. Nur in diesen Morgenstunden bekommt der kleine Franz Josef seinen Vater länger zu Gesicht, wenn er ihn begleitet und beim Ziehen des schwer gepackten Metzgerkarren hilft.<sup>12</sup> Die Mutter widmet sich, wann immer möglich, den Kindern, aber der Laden lässt auch ihr nur wenig Zeit. Die wichtigste Aufsichts- und Bezugsperson für den kleinen Franz Josef ist auf viele Jahre seine Schwester.

Ziemlich nahe an der Wirklichkeit dürfte eine Schilderung von Maria Strauß über den Kinderalltag liegen, die sie Jahrzehnte später niederschreiben wird: »Auf die Frage nach unserem Spielzeug bzw. den Spielsachen meines Bruders Franz Josef kann ich berichten, daß es in seiner Kindheit schlecht damit bestellt war. Während ich, älter als mein Bruder, noch schöne Puppen, eine Puppenküche, einen Puppenwagen, eine Puppenschaukel und einen schönen Tierbilderbaukasten hatte, sah es in den Jahren, da mein

Mit Brummen und Fauchen imitierte er die Motorengeräusche. Es war trotz aller Armut eine schöne Kinderzeit und wir waren immer mit dem, was wir hatten, zufrieden.«<sup>13</sup>

Später vertreibt man sich die Zeit bei *Mensch ärgere dich nicht* und Schach – keine Frage, wer hier bald die Oberhand gewinnt. Wenn es zu einem der seltenen Kräche zwischen den Geschwistern kommt, muss der Streit, das haben die beiden ausgemacht, in Vers- und Reimform ausgetragen werden. Und wann immer es geht, verlässt man die enge, oberhalb der Metzgerei gelegene Wohnung – bestehend aus einer Wohnküche, dem Schlafzimmer der Eltern, in dem auch das Bett des kleinen Sohnes steht, und einer winzigen Kammer, in der Maria schläft – und spielt im Freien, auf der wenig befahrenen Straße vor dem elterlichen Geschäft oder in den Gärten der nahegelegenen Pinakotheken.

Ein liebevoll umsorgendes und gleichwohl strenges Regiment herrscht im Hause Strauß. Die Schwabinger Künstlernaturen, die Repräsentanten des bürgerlichen Geisteslebens, die im Universitätsviertel wohnen, oder auch die Nazi-Größen, die bald in der Nachbarschaft verkehren – wer sich in der Metzgerei mit Wurst und Fleisch versorgt, wird stets zuvorkommend bedient; beeindrucken, gar Leitbild abgeben tun sie alle nicht. In der Welt, in der Franz Josef Strauß aufwächst, gelten unerschütterliche Prinzipien und Werte. Bescheidenheit gehört dazu, aber auch die Selbstgewissheit der an festen Überzeugungen ausgerichteten, durch Kirche und Glauben bestimmten Lebensführung sowie eine tiefe Skepsis gegenüber allem, was nach der untergegangenen guten alten Ordnung, der Monarchie, gekommen ist. Politisch führt dies den Vater direkt in die Arme der Bayerischen Volkspartei (BVP). Monarchistisch orientiert auch in der 1918 angebrochenen post-monarchischen Zeit, ist dieser radikal konservative bayerische Arm des politischen Katholizismus – das Zentrum gibt es hier nicht – stets auf der Suche nach dem, was man als gottgewollte Ordnung im Diesseits glaubt finden zu können. Und so war dem ersten Schock, dem Untergang der Monarchie, sogleich der zweite gefolgt, als im November 1918 unter Führung Kurt Eisners der *Freistaat* Bayern ausgerufen wurde. Eisner, in Berlin geboren und erst 1907 ins Fränkische übersiedelt, war nicht nur Sozialist, sondern auch Jude – es ist nicht zu beantworten, was für die politisch interessierten frommen Katholiken schlimmer gewogen hat.<sup>14</sup> Und Zeugnisse, wie man es im Hause Strauß konkret hielt, sind ebensowenig überliefert wie Reaktionen auf das am 21. Februar 1919 vom antisemitischen und völkisch gesinnten Grafen Arco verübte tödliche Attentat auf Eisner.

Die folgende kurze – und schließlich unter sozialdemokratischer Führung im Mai blutig niedergeschlagene – Episode einer bolschewistischen Räte-republik machte alles nur noch schlimmer. Tief grub sich die Erinnerung daran in das kollektive Gedächtnis des bürgerlichen und katholischen Bayerns ein. Es wäre erstaunlich, sollten jene revolutionären Monate nach Ende des Ersten Weltkriegs – und im vierten Lebensjahr von Franz Josef Strauß – in den kommenden Jahren kein Gesprächsthema im Elternhaus gewesen sein.

Unverdrossen in jener Zeit und auch in den kommenden Jahren der Anfechtung durch Hitler und die allmählich an Einfluss gewinnende NSDAP, wird im Elternhaus Strauß das katholische Banner hochgehalten, und dieser unerschütterliche Glaube bleibt stets der wichtigste Maßstab zur moralischen Beurteilung des Zeitgeschehens. Alles andere ist nahe des Teufels, und selbstverständlich prallt jeder Versuch der Nazis, ihn für ihre Sache zu gewinnen, daher am Vater ab. Als der kleine Franz Josef einmal aufgelesenes nationalsozialistisches Propagandamaterial nach Hause bringt, setzt es ein Donnerwetter. Das einzige Heilsversprechen, das im Hause Strauß etwas gilt, ist das der Botschaft Christi. In diesem Sinne werden die Kinder erzogen.

1922 eingeschult, scheint dem Jungen sein Lebensweg vorgezeichnet: Er soll einmal den Metzgerladen übernehmen. Stolz, durchaus geschmeichelt, gewiss, und doch nur wenig begeistert ist der Vater daher, wenn er bei den regelmäßigen Gängen zu den Lehrern immer wieder auf die außerordentliche Begabung seines Sohnes angesprochen wird, die den Wechsel auf eine höhere Schule nahelegt. Ähnlich äußert sich der Pfarrer, dem neben der Gewissenhaftigkeit, mit der sein Ministrant den Dienst verrichtet, auch dessen Wissensdurst aufgefallen ist: Der Bub, gerade neun Jahre ist er alt, rasselt die lateinischen Gebete und die Liturgie nicht einfach seelenlos herunter, sondern beginnt sich für Inhalt und Sinn der Texte zu interessieren. Ein Benediktinerpater, der bei seinen gelegentlichen Besorgungsgängen in das väterliche Geschäft von diesem Interesse des Volksschülers erfährt, steckt ihm ein Latein-Lehrbuch zu. Und Strauß, vom Schulunterricht unterfordert, gibt eine erste Kostprobe seiner Wissbegier, indem er sich autodidaktisch Zutritt zu der versunkenen Welt der alten Sprache verschafft.<sup>15</sup>

Eher widerstrebend stimmt der Vater endlich einem Wechsel auf die Gisela-Realschule zu. Schließlich will sich der gottesfürchtige Mann nicht nachsagen lassen, er habe die Talente seines Sprößlings vergraben. Es

schadet ja nicht, wenn die Schulausbildung etwas gründlicher als nötig ausfällt; vielleicht wird der Sohn am Ende gar der erste Metzger sein, der nicht nur Wurst herstellen und Schinkenstücke pökeln kann, der nicht nur das kaufmännische Rechnen beherrscht, sondern darüber hinaus sogar – wozu auch immer – fremde Sprachen.

Einmal entfesselt, ist der Lerneifer des Jungen nicht zu bremsen. Beim täglichen Ministrantendienst im Max-Joseph-Stift begegnet ihm zudem mit Johannes Zellinger, der als Bauernsohn um die Verhältnisse bildungsferner Schichten weiß, ein Priester, der noch am Anfang einer wissenschaftlichen Laufbahn steht – später wird er Lehrstuhlinhaber in München und Würzburg für kirchliche Kunstgeschichte und Patristik sein – und der sogleich die wache Intelligenz des Knaben entdeckt.

Die Eltern haben sich noch nicht richtig daran gewöhnen können, dass ihr Sohn jetzt die Realschule besucht, da drängt Zellinger sie, ihn aufs Gymnasium zu schicken. Den Rückstand im Lehrstoff holt Franz Josef mit Zellingens Hilfe auf, und schon kann er von der 1. Klasse der Realschule in die 2. des humanistischen Max-Gymnasiums wechseln. Der Übergang erfolgt ohne Probleme, bereits die ersten beiden Lateinklausuren absolviert er mit der Note »gut«. Am Ende seiner Schulzeit wird Strauß das beste Abitur seines Jahrgangs in Bayern ablegen; Turnen ist das einzige Fach, in dem es nicht ganz für ein »sehr gut« reicht, obwohl er ein vorzüglicher Sportler ist und seine Statur noch nichts von der Leibesfülle späterer Tage erahnen lässt.

Nur einmal leistet sich der Schüler Strauß einen Durchhänger.<sup>16</sup> Zu Beginn der Quarta bekommt er ein Fahrrad geschenkt, und bald sind die ausgedehnten Touren durch die bayerische Heimat mindestens ebenso interessant wie die Schule. Doch die »Fünf« in Geographie und die »Drei« in Deutsch, die er sich postwendend einhandelt, bleiben einmalige Ausrutscher. Dass Strauß, der sich später vom Geld, das er mit Nachhilfestunden verdient, ein Rennrad kauft, 1934 als krasser Außenseiter das schwierige, über 210 Kilometer führende Rennen »Quer durch das bayerische Hochland« gewinnt und auch Sieger der süddeutschen Straßenmeisterschaft wird, ist die sportliche, die vergleichsweise uninteressante Seite dieser Leidenschaft. Kennzeichnender für den folgenden Lebensweg ist die an Erkundungssucht grenzende Neugier, mit der er jede freie Stunde nutzt, die nicht mit Schule, Kirchendienst, Nachhilfe oder häuslichen Pflichten ausgefüllt ist. Oft fährt er allein durchs Land, da keiner der Freunde bei seinem Tempo mithalten kann. Fünfzig, hundert, zweihundert Kilometer – immer länger werden die Tagestouren; an Pfingsten 1931, als Strauß sich auf eine

viertägige Expedition, inklusive Alpenüberquerung via Brenner, nach Bozen aufmacht, kann ihn nur ein italienischer Zöllner bremsen, dem der mit wenig Barem ausgestattete Radfahrer suspekt erscheint.

Es ist nicht viel, was man über Kindheit und Jugend von Strauß weiß; Markierungen und Weichenstellungen für die Zukunft lassen sich ausmachen, auch wichtige, schicksalhafte Begegnungen wie die mit Zellinger. Zu dem wenigen, was als sicher gelten kann, gehören durchaus Momente, die Spuren auf seinem weiteren Lebensweg hinterlassen haben. Dass er das Kind sparsamer Leute ist, die stets von dem wenigen, was sie erübrigen können, etwas für schlechtere Zeiten zurücklegen, wird man noch am relativ wohlhabenden Bonner Minister wiedererkennen, der Monat um Monat einen erheblichen Teil – in den ersten Jahren bis zur Hälfte – seiner Einkünfte spart. Seinen eigenen Kindern wird er diesen Ratschlag Jahrzehnte später mit auf den Weg geben. Max Josef, der ältere Sohn, beispielsweise erhält von seinen Eltern zum bestandenen Abitur einen ansehnlichen Geldbetrag, »der von nun an Dein Eigentum ist«, wie Franz Josef Strauß in einem Glückwunschbrief schreibt: »Wir empfehlen Dir, ihn so gut wie möglich nach Deinen banktechnischen Erfahrungen anzulegen, den Ertrag zu verwenden und das Geld selbst für Dein Studium aufzuheben.«<sup>17</sup>

Die merkwürdige Mischung aus Zuversicht und Skepsis, aus Vertrauen in die göttliche Vorsehung, beruhend auf der unerschütterlichen Heilsgewissheit des Schöpferglaubens, und düsterer Ahnung angesichts der ungewissen Zukunft, eine Ängstlichkeit, die reichlich Nahrung in den Zeitumständen findet – von profanen Erfahrungen wie Inflation und Währungsschnitt bis hin zu der totalitären Herausforderung der gottgewollten Ordnung –, diese Mischung aus Hoffen und Bangen, Sich-Fügen und Widersagen ist eine Mitgift des Elternhauses, die ihn bis an sein Lebensende begleiten wird. Aber keine der Prägungen, die sich benennen lassen, so tief sie auch reichen mögen, erklären das Individuelle, das Persönliche an Franz Josef Strauß: die Erfahrung des sozialen Aufstiegs, an dem auch ein wenig wohlwollender Betrachter kaum Züge des Parvenühaften erkennen kann; der Wille, die Fesseln abzustreifen, die seine Herkunft ja zunächst einmal bedeutet, um seine Zukunft zu gestalten; das Misstrauen gegen die herrschenden Schichten, die alten Eliten ebenso wie das zu Macht und Einfluss gelangte Bürgertum, jene Kräfte also, die in Weimar versagt haben und Hitler möglich machten – Strauß hat in den Elternhäusern seiner Mit- und Nachhilfeschüler genügend Anschauungsmaterial sammeln können.<sup>18</sup>

Bedeutsam ist das alles zur Entfaltung seiner Persönlichkeit, doch einzigartig ist dieses Muster nicht. So wenig wie die beengende Wirklichkeit des zwischen noch kleinbürgerlichen und schon kleinen bürgerlichen Verhältnissen changierenden Elternhauses, das aber – über allem anderen ragend – moralisch intakt jegliche Prüfung des Lebens und der Geschichte besteht und somit, bei allem Hintersichlassen, auch etwas ist, was dem Aufsteigenden nicht mehr als Stigma hinderlich, vielmehr schon fast berechtigter Rückhalt herkunftsgewissen Stolzes ist. Wichtige Momente in der Entwicklung, für die beginnende Entfaltung der Persönlichkeit von Strauß liegen hier zweifellos vor. Doch auch dies sind keinesfalls singuläre Erfahrungen, sondern doch eher Bausteine zu einer kollektiven Biographie des neuen Bürgertums, wie es sich nach 1945 in Westdeutschland herausbilden wird. Sie prägen Strauß, sie prägen einen völlig anderen Charakter wie Helmut Kohl, sie prägen Abertausende. Sie erklären damit immerhin eines, was Strauß politisch stets zugute kommen wird und was auch seine Gegner ihm nicht werden nehmen können: Er ist ein Kind des Volkes.

Das Aufbrausende, Brachiale, die Kraft des heiligen Zorns, dieses Temperament im Übermaß – von dem, was wir über den adoleszenten Strauß wissen, lässt sich nicht sagen: Hier ist es schon. Er war allem Anschein nach ein artiger Bub, ein fleißiger, die Obrigkeit respektierender Pennäler; die einzigen Anhaltspunkte dafür, dass er auch mal über die Stränge geschlagen haben mag, sind ein Verweis wegen »Unfugs in der Stenographiestunde« sowie eine Stunde Arrest nach einem Museumsbesuch.<sup>19</sup> Angesehen inmitten der Bürgerkinder und Sprösslinge von Familien alten Geschlechts, die mit ihm die Schulbank drücken, ist er wegen seiner herausragenden Intelligenz und Leistung. Dass er niemandem als Streber gilt, dafür sorgen schon seine Hilfsbereitschaft – natürlich lässt er seine Hausaufgaben, vor allem die schweren Latein- und Griechischübersetzungen, vor Unterrichtsbeginn abkupfern – und sein geselliges Wesen.

Die erste Phase des Aufstiegs von Franz Josef Strauß besteht im Überwinden der Schranken seiner Herkunft. Stets wird Strauß dankbar bleiben für die Entsagungen, die seine Familie auf sich genommen hat, um ihm den Weg zu ebnen – nicht nur, dass die tätige Hand des Bubens im elterlichen Haus durch die vermehrte Beanspruchung der höheren Schule mehr und mehr verloren geht; zudem kostet Bildung Geld, für die Lehrmittel muss jeder selbst aufkommen. Auch die Förderung, die er erfahren hat, vergisst er nicht. Die Offenheit, mit der mancher Mitschüler, Guntram Graf von Lösch zum Beispiel, diesem seltsamen Vogel aus einer ihnen fremden Welt

begegnet, wird mit Freundschaft bis zum Tod belohnt. Die wichtigste der Erfahrungen jedoch, die Strauß in dieser Zeit gesammelt hat, besteht wohl darin, dass es letztlich seine eigene Leistung ist, die ihn vorangebracht hat, dass alle Unterstützung ihn im Grunde nur in jenes Recht versetzt hat, das ihm bei seinen Gaben zustand – das ihm allerdings verwehrt geblieben wäre, wären da nicht die selbstlosen, auf sein Glück bedachten Förderer gewesen.

## Fronterfahrungen

In der Schule ist ihm beinahe alles zugeflogen. Nur für die Abiturklausur in Mathematik muss sich der Primaner noch mal auf den Hosenboden setzen. Die glänzend bestandene Reifeprüfung bestätigt eindrucksvoll, wie richtig der Ratschlag seines Förderers Zellinger gewesen ist, dem Jungen die Entfaltung seiner Talente durch die bestmögliche Schulbildung zu ermöglichen. Überraschend tun sich nun, nach Schulabschluss im Frühjahr 1935 und sogleich abgeleistetem Arbeitsdienst – »bei dem meine Tätigkeit in Roden und Entwässerungsarbeiten bestand«<sup>1</sup> –, Schwierigkeiten auf: Der erste Immatrikulationsantrag an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität wird ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Es ist plausibel, auch wenn es keine Beweise dafür gibt, dass dies der aufrechten und regimekritischen Haltung des Vaters zuzuschreiben ist, wie Strauß in seinen Erinnerungen mutmaßen wird.<sup>2</sup> Sein Mentor Zellinger jedoch interveniert, und das Problem ist aus der Welt. Zum Winter 1935/36 kann Strauß sein Studium aufnehmen. Zunächst schreibt er sich für Germanistik, klassische Philologie und Archäologie ein, bald belegt er Vorlesungen in Geschichte, zum Ende rundet er seine Studien mit einigen Semestern Volkswirtschaft und Jura ab.

Aufgrund seines herausragenden Abiturs ist zudem die Frage der Finanzierung des Studiums fast beantwortet, bevor sie sich überhaupt stellt. Strauß wird in das Maximilianeum aufgenommen, eine 1860 von König Max II. von Bayern gegründete Stiftung zugunsten hochbegabter Landeskinder, zugleich eine »Pflanzschule für Beamte«.<sup>3</sup> Dazu passt es, dass sein erster ernsthafter Berufswunsch – nachdem die kindlichen Überlegungen, es als »Lokomotivführer, Pfarrer, Gewerkschaftsführer (oder) Maschineningenieur«<sup>4</sup> zu versuchen, verworfen sind – in Richtung Lehramt geht, wo er sich sowohl der Liebe zu den alten Sprachen und der antiken Geschichte hingeben als auch seine in vielen Nachhilfestunden erprobten pädagogischen Talente entfalten könnte. Noch bis zu seinem Lebensende wird Strauß Post von seinen ehemaligen Schülern erhalten. Willi Stickler, der seit Jahrzehnten Chemie an der University of Denver lehrt, besucht ihn 1986 in München und vergisst in seinem Dankesbrief nicht daran zu erinnern, »wie Du mir Nachhilfe in Latein und Griechisch erteilt hast, wie Du in mir

(heute unersättlichen) Wissensdurst erweckt hast und so die Samen zur wissenschaftlichen Laufbahn gesät hast«.<sup>5</sup>

Im Laufe des Studiums gewinnt Strauß mehr und mehr Spaß am wissenschaftlichen Arbeiten, und überhaupt beginnen sich in diesen Jahren seine geistigen Perspektiven zu weiten. In einem ausführlichen, drei eng beschriebene Seiten umfassenden Wehrmachtslebenslauf, der, 1941 verfasst, kein Wort enthält, dessen Strauß sich nach dem Kriege schämen müsste, heißt es: »In diesen Jahren kam ich heran an die Fragen und Probleme der Kulturgestaltung, an die tragische Literatur der Griechen und ihre Übernahme bei den deutschen Dichtern, überhaupt an den Humanismus als Erziehungs- und Kulturform im allgemeinen. Die höheren Semester brachten eine Wendung zur Geschichte mit sich (...). Besonders bewegte mich dabei die Frage der Geschichtsphilosophie, des geschichtlichen Denkens und der geschichtlichen Erscheinung (...). Aus einem Grenzgebiet entstand auch meine Doktorarbeit über die Gestaltung der antiken Imperiumsidee, die ich bis kurz vor den Abschluss brachte. In dieser Zeit legte ich auch mein Berufsziel endgültig fest: ich wollte höherer Lehrer werden und wenn möglich als Dozent dann für Geschichte an die Hochschule mich emporarbeiten.«<sup>6</sup>

Studium, Gelderwerb als Nachhilfslehrer und die Pflege seiner Hobbys wie das Radeln miteinander zu verbinden – darüber hinaus ein geselliger Mensch zu sein – »war nicht leicht«, erinnert sich Strauß Jahrzehnte später. Vergnügungen wie der Tanzkurs beim seinerzeit über die Münchner Stadtgrenzen hinaus bekannten Tanzmeister Valenzi sind eher gesellschaftliche Pflichtübungen für den jungen, aufstrebenden Mann, die er wegen ihrer »Geselligkeit« und dem hübschen Ambiente des Nobelhotels »Vier Jahreszeiten« schätzt. Das täuscht ihn jedoch nicht darüber hinweg, dass er »auf diesem Gebiet keine besonderen Fähigkeiten« besitzt: »Sicher war ich meiner Sache nie.«<sup>7</sup>

Von Jahr zu Jahr entfernt der junge Strauß sich weiter von der Lebensbahn, die ihm einst vorgezeichnet schien. Allerdings, so schreibt er in seinen Erinnerungen: »Das Verhältnis zu meiner Mutter und zu meinem Vater blieb auch nach dem Wechsel auf das Gymnasium stets gut, und es gab keinerlei Entfremdung. Sicher spürten die Eltern, daß der Bub sich jetzt mit Gedanken beschäftigte und in Kreise kam, mit denen sie nicht vertraut waren und mit denen sie wenig anfangen konnten« – also doch ein Stück Entfremdung –, »(a)ber ihr Stolz überwog. Hervorragende Noten, die ich nach Hause brachte, beschleunigten die Versöhnung mit der neuen Entwicklung.« Und dann ein merkwürdiger Satz, der das Verhältnis zu den

Eltern charakterisieren soll: »Das persönliche wie das politische Vertrauensverhältnis zum Elternhaus hat unter meinem Eintritt in eine für meine Familie neue Welt niemals gelitten.«<sup>8</sup>

Es ist leicht vorstellbar, dass der Kampf um Anerkennung für den eingeschlagenen Weg mit den ersten guten Schulnoten nicht abgeschlossen war. An der aufopferungsvollen Hingabe der Eltern, der Treue zu ihrem Sohn, der die durch Stand und Herkunft vorgegebenen Bahnen verlässt und eine ihnen fremde Welt betritt, am selbstlosen Streben von Vater und Mutter, dem Jungen alles zu ermöglichen, damit er es einmal besser hat als sie, besteht kein Zweifel. Aber ist es Nestwärme, ist es Herzlichkeit, die durch den Begriff des »Vertrauensverhältnisses«, das nicht gelitten habe, schillert, ist es Liebe, ist es gar tiefere Seelennähe?<sup>9</sup>

Allein, dass es nicht nur das »persönliche«, sondern auch das »politische Vertrauensverhältnis« ist – ein Wort, das zum Zeitpunkt der Niederschrift auch das Verhältnis zu Gerold Tandler oder Edmund Stoiber bezeichnen könnte –, dokumentiert die seltsame Ausdrucksschwäche, um das Mindeste zu sagen, des späten, eigentlich doch unvergleichlich wortgewandten Strauß, die ihn immer dort überkommt, wo es um seelische und emotionale Befindlichkeiten geht. Aus der Sprachlosigkeit bei der Benennung seiner Gefühle für die Eltern ragt immerhin das Moment aufrichtigen Danks hervor. Die tiefe Verwurzelung im katholischen Milieu, gepaart mit der erzieherischen Strenge, die das Kinderleben im Elternhaus bestimmt, machen den Heranwachsenden immun gegen alle Verführungen der Zeit. Immer wieder wird dem Knaben beigebracht, welches Verderben die Nazis, die man lange vor der Machtergreifung in der Schellingstraße ihr Unwesen treiben sehen kann, über Deutschland bringen werden.

Seit 1925 liegt auch noch die Parteizentrale der Nazis in direkter Nachbarschaft – Schellingstraße 50 –, und niemand kann ahnen, welche Blutspur von hier aus durch Deutschland, Europa und schließlich die ganze Welt ziehen wird. Brave, anständige, glaubensfeste Leute wie die Eltern Strauß müssen die Details der Zukunft gar nicht kennen, um zu wissen, dass hier größtes Unheil droht. Wenn Franz Josef Strauß sich im Kreise seiner Mitschüler energisch gegen die ersten erkennbaren Anfechtungen durch die neue Zeit verwahrt, denen Teile seines Umfelds zu erliegen scheinen, zeigt sich darin wohl eher die Resonanz der Werte, die im Elternhaus etwas bedeuten, als seine später zutage tretende brillante analytische Begabung. Die Geschichte hat dem Vater leider Recht gegeben; Strauß hat also allen Grund, das »politische Vertrauensverhältnis« als in schwerer Zeit

bewährt zu würdigen, auch dankbar dafür zu sein, dass die Eltern ihn in die richtige Bahn gelenkt haben.

Dies gilt umso mehr, als der junge Strauß geradezu idealtypisch jenem Menschenschlag entspricht, den die braune Bewegung braucht und dem sie ja tatsächlich einiges zu bieten hat. Er ist über die Maßen intelligent, in bester körperlicher Verfassung – und überdies noch dunkelblond –, ein robuster, willensstarker Typ, der die durch seine soziale Herkunft vorgegebenen Grenzen überwinden will. Wie wäre sein Weg verlaufen, hätte es nicht frühzeitig Förderer und Mentoren gegeben, die ihm die Möglichkeit eröffnet haben, aus diesen Beschränkungen auszubrechen? Diese eine Weichenstellung bewirkt nun, dass die moralischen Impfungen der Kindheit tatsächlich umfassenden Schutz gegen jede Anfechtung bieten. Während in München beim Oktoberfest 1938 – gerade wird das Münchner Abkommen geschlossen – »überschwängliche Freude (...) über den nunmehr gesicherten Frieden« herrscht, blickt Strauß düster in die Zukunft. Mit seinem Freund und Nachhilfeschüler Stickler wettet er, »daß wir spätestens ein Jahr nach dem Vertrag von München uns im Krieg mit England befinden«.<sup>10</sup>

Sogar die ärmlichen Verhältnisse, die den jungen Mann zwingen, sein Leben und dessen materielle Absicherung weitgehend selbst in die Hand zu nehmen, bewirken so ihr Gutes. Je nach Zahlungsfähigkeit der Eltern verlangt Strauß zuletzt zwischen 1,50 Mark und 3 Mark für die Nachhilfestunde; seine monatlichen Einnahmen belaufen sich vor Kriegsbeginn auf rund 200 Mark. Nur zum geringsten Teil wird das so Verdiente in Biergärten und Brauhäusern durchgebracht oder in Büchern angelegt. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hat sich Strauß nicht nur eine Schreibmaschine und ein Motorrad, eine 200er Puch, gekauft, sondern auch den stattlichen Betrag von 3200 Reichsmark auf seinem Sparbuch angesammelt.<sup>11</sup> Strauß, dem nichts geschenkt wird, der sich fast alles erarbeiten muss, gewinnt so ein immer stärkeres Selbstbewusstsein: das, was er ist, aus eigenem Recht zu sein.

Damit verlieren auch die höheren Gesellschaftsschichten, in die der ehrgeizige Student strebt und denen er in Gestalt von Kommilitonen und Nachhilfeschülern begegnet, allmählich ihren Glanz und Zauber. »Als wir weiland als junge Menschen in Gespräche vertieft an den Priel pilgerten«, das wird ihm Jahrzehnte später eine ihm eng ans Herz gewachsene Studienfreundin in Erinnerung an die gemeinsame Zeit 1938/39 schreiben, »und Du die Dir damals wohl neue, liberale, großzügige tolerante Lebens-

form der wohlhabenden Familie Grokenberger kennenlernst, hast Du einmal, halb vorwurfsvoll und halb ermahmend gesagt: ›Dorothee, Dein Leben hat keinen Tiefgang.«<sup>12</sup>

Über die Zeit seines Studiums und die Jahre in der Wehrmacht geben nicht wenige Berichte Auskunft, die in einem übereinstimmen: der dokumentierten Ablehnung des Nationalsozialismus. Im Vordergrund stehen dabei kleine Heldenstücke oder jedenfalls Anekdoten – zu deren Verbreitung Strauß nicht unwesentlich beigetragen hat –, die das analytische Genie späterer Tage bereits im Dritten Reich erahnen lassen sollen. Um nur eine zu zitieren: »Ich hatte einige Ersparnisse, die ich mir als Nachhilfelehrer erworben hatte; einen Teil davon setzte ich damals ein und machte den Führerschein. Meine Schwester hielt das für völlig sinnlos, da ich mir weder jetzt noch in nächster Zukunft ein Auto kaufen könne. ›Was willst Du denn mit dem Führerschein anfangen?‹ Meine Antwort sei gewesen, so erzählt sie noch heute jedermann: ›Der fängt doch einen Krieg an. Meinst Du, daß ich für den Deppen zu Fuß durch Europa marschiere!«<sup>13</sup>

So spektakulär derartige Geschichten klingen, die im Rückblick bestimmt nicht an erzählerischer Farbe verloren haben, sie verstellen eher den Blick für das Wesentliche, die Tiefe, in dieser Lebensphase von Strauß. Denn Strauß ist längst noch nicht der respektlos, unverschnörkelt drauflosredende Haudegen, auch wenn er gelegentlich schon einen Vorgeschmack auf jene unbedachte Offenherzigkeit gibt, die den Politiker auszeichnen wird. Einige Tage vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs etwa sendet er seinem Freund Rudi Mitterwieser in die Max-II-Kaserne eine Ansichtskarte, die den wenig wehrertüchtigen Satz enthält: »Mir geht es gut, but I see black, und ich komme mir vor wie auf der Insel der Seligen vor der Abfahrt in die Hölle.«<sup>14</sup>

Schlimmer, nahezu selbstmörderisch, ist ein Vorfall, den Strauß in seinen Memoiren schildert und der durch andere schriftliche Quellen belegt ist: »Im Dezember 1939« – Strauß ist inzwischen an den Westwall verlegt worden – »äußerte ich mich auf Munitionswache in einem einsamen Eifeldorf gegenüber meinen Kameraden über den Ernst der Lage: daß ich den Krieg für verloren hielte, daß Hitler, Göring, Goebbels und Himmler Kriegsverbrecher seien, daß ich die Steigerung ›dumm, saudumm, kriegsfreiwillig‹ nur allzu richtig fände.«<sup>15</sup> Strauß wird denunziert und einem mehrstündigen Verhör unterzogen. Mit Händen und Füßen setzt er sich zur Wehr, bestreitet, relativiert, beschwichtigt. Dennoch muss er am Ende

Von soldatischer Begeisterung ist in diesen Zeilen nichts zu spüren, und das liegt sicher nicht nur daran, dass Strauß, fern der Heimat, sich nach München, der Universität und seinen alphilologischen Studien sehnt. Es ist auch mehr als bloß Reserve gegen den Kommiss, mehr als ein pessimistischer Blick auf den ihm wahrscheinlich erscheinenden Ausgang des Kriegs, was Strauß bewegt und ihm die Feder führt. »Die viele Arbeit, die Sie jetzt haben«, so beglückwünscht er seinen Professor, »ist ein wahrer Segen in diesen Zeiten, glaub ich, die einzig wirkliche ›Produktion‹ in der Gegenwart, nur schwingt für mich ein leiser Unterton des Schmerzes und der Trauer mit, wenn ich an Ihre Agamemnoninterpretationen denke, die mir wieder entgehen. Doch die Hauptsache ist, daß so etwas heute überhaupt noch möglich ist, und darüber freue ich mich, und wenn es die Umstände fügen, wird bei einem Ihrer Kollegs im neuen Semester eine schlichte Kanoniersuniform erscheinen, die einen Humanisten als Inhalt hat trotz der äußeren Verwilderung und Barbarisierung.«<sup>19</sup>

Diese unverhohlenen Worte sind umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, dass sich Dirlmeier ziemlich weit auf den Nationalsozialismus eingelassen hat: Er ist Gauleiter des NS-Dozentenbundes, aber wohl doch, wie Strauß im Rückblick meint, anständig geblieben, denn er »hat in dieser Funktion (...) vielen geholfen, die mit den Nazis ihre Schwierigkeiten hatten.«<sup>20</sup>

Kaum ein Brief des zwangsuniformierten Studenten an seinen verehrten Professor, der nicht mit düsteren Bemerkungen seine innere Unruhe und Distanz zum Zeitgeschehen, aber auch seine Suche nach Halt und Orientierung im Ungewissen offenbarte: »Ich habe reichlich nachgedacht«, schreibt Strauß im Oktober 1939 in Erinnerung an einen Abend in München, an dem Zukunftspläne für die Zeit nach dem noch ausstehenden Referendarexamen erörtert worden sind, »und bin dazu gekommen, Ihre Ansichten, die mir sehr wertvoll zu hören waren, weitgehend anzunehmen oder für mich zu verwerten. Es war mir gewissermaßen eine Bestätigung meiner früheren Überlegungen, nur ist der Gesamteindruck für mich noch dunkler und die Alternative, vor der wir stehen, schmerzlich und unheimlich. Für mich persönlich weiß ich gerade jetzt wieder, wenn ich hinauskommen sollte, wie wertvoll unsere Arbeit ist und wie dankbar wir für sie sein müssen, dies ist, glaube ich, der einzige positive Punkt meines Barras-daseins, wieder klar umrissene Ziele, Aufgabe und Weg zu sehen, und dies schärfer und unerbittlicher denn je.«<sup>21</sup>

Ein gutes halbes Jahr später ist für Strauß die Zeit im militärischen Wartestand zu Ende, seine Einheit greift nun in das Kriegsgeschehen ein. Am 10. Mai 1940 überschreitet sie bei Echternach die Grenze nach Luxemburg. Für den Altphilologen in Uniform beginnt der Frankreichfeldzug. »Was soll ich Ihnen erzählen von zerschossenen Tanks, ausgebrannten Ortschaften, Feuerüberfällen, Luftkämpfen u. dgl., ich glaube es hat keinen Sinn. Wir stehen alle in der Hand der Vorsehung, und ohne den Willen Gottes fällt kein Haar von meinem Haupte. Um mit Rilke zu reden, ich weiß, daß ich Raum zu einem zweiten zeitlos breiten Leben habe ... im Reiche der humanitas und pietas christiana.«<sup>22</sup>

Wenige Tage später – »der Beginn des 2. Teils der großen Offensive in unserem Abschnitt«<sup>23</sup>, ein »furchtbares Wüten von Stahl und Eisen«, hat die vergangene Nacht zerrissen – geht ein weiterer Brief nach München ab, der nur ganz knapp auf das Kriegsgeschehen eingeht (»Ich will von all dem aber nicht erzählen und nur den entscheidungsschweren Morgen des Tags für Sie festgehalten haben«). Wichtigeres gilt es mit dem akademischen Lehrer zu erörtern: »Vollkommen richtig haben Sie in Ihrem Brief von der großen Einsamkeit geschrieben, die in und um uns herrscht, und dies umso mehr, je sensibler der Mensch ist, je tiefer seine Auffassung des Lebens und die Achtung vor ihm gegründet ist. (...) Vom Begriff des Schicksals kann ich nicht reden, weil ich mit ihm noch nicht fertig bin, ich weiß nur jetzt, welch ungeheure Aufgabe auf uns Erzieher wartet« – Strauß steht mitten in seiner zweiten Examensprüfung, für die er die Fronturlaube nutzt – »und wie hoch die Voraussetzungen heute dafür sein müssen, um heute vor einer Jugend Humanismus predigen zu können. Und doch wird, wenn wir zurückkehren an unseren stillen Arbeitsplatz, die Hand sich ausstrecken nach Sophokles und Plato, mehr zuerst als nach Homer und Pindar, und daneben wird immer die Bibel stehen müssen, mit deren Eintritt in den menschlichen Bereich der Begriff Opfer in eine höhere Daseinsordnung erhoben worden ist.« Und weiter: »Ich habe heuer wohl ein unvergeßliches Pfingsten erlebt, und nie hat mir die alte Hymne ›Veni Creator Spiritus ...‹ im Inneren stärker widergeklungen als in diesen Tagen, wo das Auge soviel Zerstörung sehen mußte. Es ist mir immer ein Zeichen, ein Beweis für die Schuld, die Verkehrung des Menschen, wenn er Schutz suchen muß unter der Erde in künstlichen Deckungen, auf der er als homo erectus wandeln sollte, im Gegensatz zum Tier, das pronus geschaffen ist.«

In diesen gerade in den frühen Kriegstagen ungeheuren Sätzen steckt natürlich ein gehöriger Schuss romantischer Sentimentalität und überbor-

dende Idealisierung jenes Humanismus, der in Schule und Studium sein Herz erobert hat. Gepaart mit dem christlichen Glauben, den die Eltern in ihm entzündet haben, jener Urfrömmigkeit, die sich Strauß – trotz der zunehmenden Distanz zur Amtskirche und deren Dogmentreue, die er als fatale Verhärtung empfindet – auch in Zukunft bewahren wird, ist das ein starker Schutzschild, mit dem dieser Soldat gegen die Barbarei der Gegenwart gefeit ist. Im Laufe der Zeit wird das Schwärmerisch-Bekennnishaftes mehr und mehr abklingen, aber die Substanz dieses Denkens und dieser Ideen wird stets erkennbar bleiben: dass der Mensch nicht zum gebeugten Gang geboren sei. Im Krieg ist dies ein Vorwurf an jene, die von Menschen verlangen, sich wie Tiere zu verhalten; fünfundzwanzig Jahre später, wenn Strauß in der Debatte um den Nationalsozialismus eine vielen Zeitgenossen anstößige Position beziehen wird, die arg nach Schlussstrich riecht, taucht diese seinen humanistischen Idealen entsprungene Denkfigur in anderem Zusammenhang wieder auf: Nun wendet er sie gegen jene, die den Nachkriegsdeutschen das Urmenschliche, den aufrechten Gang, verwehren wollen.

Dass Dirlmeier sich, anders als Strauß, mit den Nazis arrangiert hat, stört seinen Schüler offensichtlich nicht. Was zählt, sind die »vertraute(n), erfüllte(n) Stunden (...) aus den Tagen, da Sie mir Sophokles, Aristoteles, die hellenistischen Meister der Rede, oder kurz gesagt, die humanitas nahe brachten in ihrem weitesten Sinne«. Und Strauß hat in jener Zeit der Prüfung und moralischen Bewährung keinen Grund, am Vorbild zu zweifeln. Denn auch sein Professor brennt keineswegs für den Krieg: »(B)ei Ihnen weiß ich, daß der Ernst, der hoc tempore angebracht ist, in Ihrem Tun und Denken zum Ausdruck kommt. Ist es aber allgemein so? Kann diese Haltung nur dann aufgebracht werden, wenn Fliegerbomben in sinnfälliger Weise auch zuhause manchen das Gesicht des Krieges näher bringen?« Während fast ein ganzes Volk in Siegesrausch verfällt, ist sich Strauß sicher, seinem Lehrer anvertrauen zu dürfen: »Möge der Daimon Europas eine große Katastrophe verhindern und die Verblendeten zur Einsicht bringen. Quem Deus perdere vult, eum prius dementat«<sup>24</sup> – *wen Gott verderben will, den straft er mit Verblendung.*

Kaum ist die Schlacht im Westen geschlagen, zum 1. November 1940 die Ernennung zum Unteroffizier erfolgt und bei einem Studienurlaub um die Jahreswende 1940/41 endlich die letzte Examensprüfung abgelegt, wird Strauß auf Flugabwehr umgeschult und im Frühjahr 1941 an die Ostfront

Verbürgt ist, daß Strauß, ohne deshalb gleich Aufrührer zu sein, immer wieder Befehle abzuwenden weiß, die militärisch sinnlose Menschenopfer gekostet hätten.<sup>28</sup> Noch bis in seine letzten Tage hinein wird er ausführliche Korrespondenzen mit ehemaligen Kriegskameraden führen, die facettenreich schildern, »daß man auch in der Wehrmacht des Dritten Reichs nicht immer Kadavergehorsam üben mußte, sondern auch selbständig denken durfte«, wobei freilich »immer der Schatten des Führerbefehls und der Vorwurf der Nichtbefolgung von Führerbefehlen« über einem schwebte.<sup>29</sup>

Anfang 1943 erhält Strauß Befehl, an einem Lehrgang der Feldflak-Artillerieschule XIII in Stolpmünde teilzunehmen. Die Zeit bis zum Kriegsende wird er im Wesentlichen, von kurzen Abkommandierungen nach Dänemark und Frankreich abgesehen, an der Flakschule IV in Altenstadt bei Schongau verbringen, nahe der oberbayerischen Heimat also.

Am 12. Januar verlässt er die Ostfront Richtung Heimat. Da der Zug tagelang auf offener Strecke liegenbleibt, kommt er mit erfrorenen Füßen an. Glück im Unglück: Er erhält einen mehrwöchigen Genesungsurlaub. Natürlich nutzt er diesen, um seiner geliebten Alma mater einen Besuch abzustatten. Gerade sind die Geschwister Scholl gefasst und hingerichtet worden. Strauß wird Zeuge einer Versammlung der Studentenschaft, auf der die Redner unter dem Beifall des Auditoriums gegen die »Verräter« und »Drückeberger« wettern. Hermann Bengtson, später Ordinarius für alte Geschichte und ebenso wie Strauß ein Schüler Walter Ottos, bei dem immer noch die nicht abgeschlossene Dissertation über »Justins Epitome der Historiae Philippicae des Trogus Pompeius« anhängig ist, beobachtet das hasserfüllte Treiben aus der Ferne, als er Strauß entdeckt. Der kommt auf ihn zu und bemerkt trocken, »indem er auf die tobende Protestversammlung zeigte: ›Die müssen alle weg.«« Bengtson erwidert: »Aber Herr Strauß, dann geht der Krieg verloren«, worauf Strauß entgegnet: »Der Krieg ist schon verloren.«<sup>30</sup>

Bei aller Verachtung für die Nazis und allem Hass auf deren Krieg, die Strauß empfindet – die Art von Widerstand, wie ihn die mutigen Anhänger der Weißen Rose betreiben, ist seine Sache nicht. »Ich möchte nicht den Menschen, die aus Idealismus einerseits und Entrüstung und Empörung heraus andererseits eine Aktion unternommen haben und dabei unter die Räder gekommen sind, wahrscheinlich mißhandelt worden sind, und umgebracht wurden, (...) jetzt nachträglich, nach den Maßstäben des Erfolgs oder Mißerfolgs, ein schäbiges Urteil entgegenbringen« – diese niemals öffentlich bekundete, aus dem Abstand von fünfundzwanzig Jahren formu-

lierte Meinung dürfte auch seinem zeitgenössischen Urteil entsprochen haben: »Nur habe ich solche Widerstandsformen angesichts einfach des Aufgebots an Staatsgewalt, für sinnlos gehalten. Ich war der Meinung, daß die einzige Möglichkeit – wenn überhaupt, sogar die war noch trügerisch – nur beim Militär liegt.«<sup>31</sup>

Tatsächlich kommt Strauß Anfang 1944 mit den äußeren Rändern jener Wehrmachtskreise, die das Attentat auf Hitler planen, in Berührung. Deren Vorhaben ist eher schon was für seinen Geschmack: keine gutgemeinte spontane Aktion, ohne Gedanken für den Tag danach, sondern – so jedenfalls stellen ihm sich die Dinge dar – ein nach Maßgabe der Umstände vergleichsweise durchorganisierter Staatsstreich, der Hitler beseitigen und zugleich die politische und militärische Führung überall im Land in friedensbereite Hände legen soll. Es ist kein Zufall, dass man in den verschwörerischen Zirkeln der Wehrmacht auf diesen jungen Leutnant aufmerksam geworden ist, denn mit Fortgang des Krieges schert sich Strauß immer weniger um die Risiken loser Reden. Nicht, dass er ungefragt zu großen Sprüchen neigte, aber Diskussionen über die Aussicht, siegreich aus den Schlachten heimzukehren, weicht er, »nach einem vorsichtigen Abtasten«<sup>32</sup>, selten aus. Auch Heinrich Lades gegenüber nicht, der als Ordonnanzoffizier beim Münchner Wehrbezirkskommando schon seit längerem in die Vorbereitungen des 20. Juli einbezogen ist und schnell Vertrauen fasst. In groben Zügen weicht er Strauß in die Planungen ein und weist ihm seine Rolle zu: Nach dem Attentat auf Hitler werde das Militär eine Übergangsregierung bilden und brauche dafür tatkräftige Helfer, die auf lokaler und regionaler Ebene unbeirrbar Nazis entfernen sollen. »Auf mich wäre, so das Resultat der Gespräche mit Lades, die Aufgabe zugekommen, in unserem Garnisonsbereich ›reinen Tisch zu machen«, was nicht Erschießen, sondern Festnahme eifernder Nazis meinte.«<sup>33</sup>

Die schwärmerischen, grüblerischen Seiten des begeisterten Humanisten treten im Lauf der Jahre immer weiter in den Hintergrund. Dort bleiben sie, bis an sein Lebensende, präsent, doch mehr und mehr drängt nun der Tatmensch des angewandten Humanismus aus ihm hervor. Schon bei den ersten Schritten dieser Entwicklung bilden sich dabei zwei unterscheidbare, aber von seinen Kritikern selten unterschiedene Wesenszüge heraus, die auch den späteren Politiker auszeichnen werden. Waghalsig, mit hoher persönlicher Risikobereitschaft – manchmal ist es die Kardinaltugend der Tapferkeit, die ihn leitet, doch oft genug fehlt die Mäßigung, so dass vieles doch nur tollkühn ist – streitet er für das, was ihm richtig erscheint. Ganz anders

hingegen, bedächtig und voller Skrupel, handelt er, wenn die Sache, um die es ihm letztlich zu tun ist, vom abenteuerlichen Herz in den Abgrund gerissen zu werden droht. Manchmal gewinnt die abwägende Vernunft erst spät die Oberhand; der undurchdachte Trennungsbeschluss der CSU von Wildbad Kreuth aus dem Jahre 1976 ist hierfür ein Musterbeispiel. Mit Zauderhaftigkeit im Letzten, im Sinne von feigem Zurückschrecken vor dem Entschluss, jedoch ist dies nicht zu verwechseln. Quintus Fabius Maximus, der den auch Strauß gelegentlich zgedachten Beinamen »Cunctator« trug, »der Zögerer«, hat mit seiner hinhaltenden Taktik seinen eigenen Ruf und den von Rom nicht gemehrt, denn seine Vorsicht wurde mit Ängstlichkeit vor der Konsequenz verwechselt und als Feigheit missverstanden. Die Befreiung vom Cunctator schien Rom zwar für einen Augenblick wieder Erhabenheit und Stärke zu verleihen – und bescherte ihm schließlich doch nur die verheerende Entscheidungsschlacht bei Cannae.

## Nichts geht und alles ist machbar

Es kann nicht mehr lange dauern, einige Tage, vielleicht nur wenige Stunden noch, dann wird der Krieg für Strauß beendet sein. Er und seine Kameraden warten und hoffen, dass die Amerikaner bald nach Altenburg vorstoßen werden. Entgegen der Order, Schongau und Umgebung bis zum letzten Mann zu verteidigen, arbeiten sie insgeheim auf eine kampflose Kapitulation hin. So leben sie in ständiger Gefahr, sich mit fanatischen Offizieren oder SS-Schergen anzulegen, die entschlossen sind, mit der Waffe in der Hand unterzugehen, und nicht lange fackeln, wenn sie einem begegnen, der dazu nicht bereit ist: Wer nicht von Feindeshand getötet werden will, muss damit rechnen, vom »fliegenden Standgericht« der Waffen-SS erschossen zu werden. Die letzten Tage und Stunden sind womöglich die lebensgefährlichsten für Strauß im Krieg.<sup>1</sup>

In dieser ungewissen Stimmung zwischen Hoffen und Bangen schwingt er sich am Abend des 25. April 1945 auf sein Fahrrad, um von Schongau aus nach München zu fahren, wo Eltern und Schwester bei Marias Firmpatin Unterschlupf gefunden haben. Alle über Winter und Frühjahr zusammengesparten Lebensmittel und Wehrmachtzuteilungen an Schnaps und Zigaretten hat er mitgebracht: »Ihr glaubtet, daß Ihr bisher gehungert habt, aber die Zeit des großen Hungers kommt jetzt erst auf Euch zu und Ihr werdet das, was ich Euch jetzt gebracht habe, gut gebrauchen können.«<sup>2</sup> Eine Stunde Schlaf, dann bricht der Sohn und Bruder auf in die Nacht, an deren Ende sein letzter Tag im Kriege anbrechen wird.

Bevor die Amerikaner am 27. April Altstadt erreichen<sup>3</sup>, wird in Windeseile die Flakkaserne geräumt; Strauß, der die Personalpapiere seiner Abteilung verwaltet, hilft dabei, den 2500 Soldaten vorzeitig Entlassungsscheine auszustellen, und als alles getan ist, entlässt er sich am Ende selbst. Während die Amerikaner durch das Haupttor kommend die Kaserne besetzen, radelt der in Zivil gekleidete Oberleutnant durch ein rückwärtiges Tor hinaus aus dem Krieg. Am nächsten Tag erregt allerdings das von ihm selbst in den Wehrpass eingetragene Entlassungsdatum – 20. April 1945 – Misstrauen bei einer US-Militärkontrolle, und er wird erst einmal festgenommen.

Doch nur wenige Wochen ist Strauß Kriegsgefangener; und da er gern der Bitte seines Vernehmungsoffiziers entspricht, einen Erfahrungsbericht über die Taktik der sowjetischen Luftwaffe und deren flakmäßige Bekämpfung anzufertigen, übersteht er die meiste Zeit davon bei amerikanischer Truppenverpflegung und größtmöglicher Bewegungsfreiheit. Die Amerikaner finden an ihm Gefallen; der Executive Officer des in Schongau liegenden 939. Feldartillerie-Bataillons empfiehlt ihn wärmstens der Militärregierung: Strauß sei in der Region bekannt und beliebt, spreche ein passables Englisch und habe sich bisher gutwillig und kooperativ gezeigt, »so daß wir nicht zögern, ihn der Alliierten Militärregierung für jedweden Dienst, für den er von Nutzen sein könnte, zu empfehlen.«<sup>4</sup>

Kaum in die Freiheit entlassen, erbittet er von den amerikanischen Besatzern eine Reiseerlaubnis nach München, die bei der Gelegenheit gleichfalls feststellen, dass Strauß ein recht ordentliches Englisch spricht und überhaupt gut in der Verwaltung zu gebrauchen wäre. Sofort, am 2. Juni, tritt also der Oberleutnant a. D. seinen Dienst als stellvertretender Landrat von Schongau an; da dieser nebenamtliche Posten nicht besoldet werden kann, besetzt Strauß, der zur Abrundung seiner Universitätsstudien immerhin noch zwei Semester Jura gehört hat, pro forma die vakante Stelle des Juristischen Sachbearbeiters beim Landrat.<sup>5</sup>

Seit einem Monat ist der Krieg beendet, da erhalten die Eltern und die Schwester, die seit dem nächtlichen Besuch im April nichts mehr von ihm gehört haben, einen Brief – endlich das ersehnte Lebenszeichen: »Nachdem im Radio von schweren Kämpfen bei Schongau und Peiting die Rede war, seid Ihr möglicherweise in schlimmer Sorge gewesen, wenn Ihr es gehört habt. Aber die Meldung war reiner Schwindel, wie das meiste bei den Nazis. Wir haben den Widerstand gründlich sabotiert und die Nazis so eingeschüchtert, daß sie froh waren, nicht erschossen zu werden.« Ihm selbst gehe es den Umständen entsprechend gut: »Kriegsgefangener bin ich bis jetzt nicht geworden, obwohl ich einige Tage festgesetzt war. Wahrscheinlich wird man uns nur durch ein Lager oder eine Kommission schleusen. Z. Zt. arbeite ich am Landratsamt hier und befinde mich im allgemeinen ganz wohl.«<sup>6</sup>

Am Anfang ist der einen Tag vor Strauß ins Amt gesetzte neue Landrat Xaver Bauer gar nicht glücklich über seinen Stellvertreter, bei dem man sich nicht sicher sein kann, ob er nicht ein Aufpasser der Amerikaner ist. Doch das Misstrauen ist rasch überwunden – nicht nur, weil Bauer einsieht, dass es durchaus von Nutzen ist, wenn jemand in dieser Zeit des ständigen

Umgangs mit den Besitzern deren Sprache spricht. Hinzu kommt, dass sich zwischen den beiden schnell eine gute Arbeitsteilung einspielt. Bauer, der auf einige Verwaltungserfahrung zurückblicken kann – er hatte zuvor die Inspektorenlaufbahn eingeschlagen –, befasst sich vor allem mit der inneren Verwaltung, während Strauß sich um das ganze Improvisationstheater des Zusammenspiels mit den Amerikanern kümmert. Aus Distanz wird Freundschaft, Strauß zieht bald bei den Bauers ein, die Tochter wird ihn später als wertvolle Mitarbeiterin nach Bonn begleiten und bis zu ihrer Heirat Chefsekretärin des Verteidigungsministers bleiben.

Der erstaunlich rasante Einstieg in das öffentliche Leben verläuft am Anfang nicht ganz reibungslos. Offen ist, wer für ihn zahlen soll, ob Kommune oder Land. Im Krieg noch ist er nach einem verkürzten Referendariat zum Studienrat ernannt worden, ohne dass damit bereits eine Beamtenstellung auf Lebenszeit verbunden gewesen wäre. Bis ins Frühjahr 1946 wird sich das Hickhack um seine Verbeamtung zwischen dem Landkreis Schongau und der oberbayerischen Bezirksregierung hinziehen; im August schließlich wird er zum Regierungsrat im bayerischen Kultusministerium ernannt.<sup>7</sup>

Kaum sind die Streitigkeiten um die Besoldung beigelegt, da hat es den Anschein, als sei seine kommunalpolitische Karriere schon an ihre Grenzen gelangt. Denn in der ersten Sitzung des neu gewählten Kreistags, dem Strauß als CSU-Mann angehört, muss ein Nachfolger von Bauer, der amtsmüde ist, gefunden werden, doch Strauß unterliegt dem Gegenkandidaten Josef Hamberger mit 12 gegen 18 Stimmen. Zum Glück für ihn nimmt Hamberger, der gleichzeitig in Augsburg kandidiert hat, die Schongauer Wahl nicht an. Die daher nötig gewordene Neuwahl gewinnt Strauß mit 25 der 26 abgegebenen Stimmen souverän. Da alle möglichen Dienststellen über den Wahlausgang informiert werden müssen und die Militärregierung das letzte Wort hat, verstreichen nochmals einige Monate; am 1. Dezember 1946 erst beginnt die zunächst auf zwei Jahre angesetzte Amtszeit offiziell.

Natürlich stellt das Spruchkammerverfahren, dem er sich vor seiner Ernennung unterziehen muss, kein Hindernis dar. »Belastend«, heißt es darin, sei nur »seine 2-jährige Zugehörigkeit zum NSKK«, dem Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps, dem er auf dringendes Anraten von Professor Dirlmeier beigetreten war, um sein Studium nicht zu gefährden. »Es handelte sich jedoch«, wie die Spruchkammer erkennt, »um eine zwangsbedingte, nominelle Mitgliedschaft, die weder propagandistisch noch aktiv ausgeübt wurde.«<sup>8</sup> Der Rest liest sich sogar ein wenig glanzvoller, als es in

Wirklichkeit gewesen ist; Strauß habe »seine aktive Teilnahme an der Widerstandsbewegung nachgewiesen« und durch »seine Haltung und seine Handlungen an der Universität und bei der Wehrmacht wesentliche Nachteile in materieller und seelischer Hinsicht erlitten. (...) In den letzten Jahren schwebte er ständig in Gefahr. Seit dem 20. Juli ist diese Gefahr zur höchsten Lebensgefahr geworden.« Selbst hat Strauß derartig heroische Worte für sein Verhalten nie gefunden – allein, was zählt, ist das Ergebnis: Er gilt als entlastet, eingestuft in Gruppe 5.

In einer Hinsicht haben es die Menschen im Landkreis Schongau besser als die in den meisten anderen Gegenden Nachkriegsdeutschlands: Ihr Landstrich ist weitgehend von den Verwüstungen des Kriegs verschont geblieben. Ansonsten aber gleichen sich die Probleme überall. Das größte ist die Versorgungslage, hinzu kommt die Vielzahl von Heimatlosen und Flüchtlingen, die unter- und durchgebracht werden müssen. Jeder ist sich selbst der Nächste, die Grenzen zwischen Mundraub und gemeinem Diebstahl sind fließend. Von öffentlicher Ordnung kann kaum die Rede sein. Erst am 8. September 1947 beschließt der Stadtrat von Schongau, eine siebenköpfige Polizeitruppe aufzustellen, die am 12. Januar 1948 unter dem persönlichen Kommando von Strauß die Arbeit aufnimmt. Neben den vielen Flüchtlingen, vor allem Sudetendeutsche, die auch im Landkreis Schongau einen Neuanfang versuchen, gibt es in Altenstadt noch ein Lager der *United Nations Reconstruction and Rehabilitation Administration* (UNRRA), in dem 5000 Polen untergebracht sind. Nicht nur an Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten mangelt es, auch die Wohnungsprobleme werden durch den Zuzug der Flüchtlinge immer größer. Zusätzliche Schwierigkeiten bei der Sicherstellung der Versorgung bereitet es, dass das Verkehrswesen darniederliegt. Straßen und Brücken sind zerstört, dringend benötigte Fahrzeuge von den Amerikanern unter Verwahr genommen, die Reifen knapp und die Treibstoffzuteilungen gering.<sup>9</sup>

Den vielfältigen Problemen steht, in Schongau wie überall, eine fast völlig zusammengebrochene öffentliche Verwaltung gegenüber, die zudem für jeden Schritt die Erlaubnis der Besatzungsmacht einholen muss. Improvisationskunst, Organisationstalent, Geschick, sich mit den alliierten Dienststellen zu arrangieren: Das ist es – Not kennt kein Gebot –, was die Situation verlangt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass über dieses Regieren jenseits von Norm und Gesetz kaum Auskünfte aus offiziellen Akten zu erhalten sind. In

manchen Ausschmückungen mag man an den späteren Selbstbekundungen und Erinnerungen der handelnden Personen aus jener Zeit zweifeln, in der Grundtendenz dürften sie indes zutreffen. »Ich habe damals«, so wird es in den Memoiren von Strauß nachzulesen sein, »zum Wohle der Bürger meines Landkreises, so viel gestohlen und geschoben, daß ich aus dem Gefängnis nicht mehr herausgekommen wäre, wenn es nach Recht und Gesetz gegangen wäre. Die Kunst des ›Organisierens‹, die man bei der Wehrmacht gelernt hatte, bewährte sich. Manches war Mundraub, manches ging weit darüber hinaus. Zur Bewältigung der allgemeinen Not war vieles im wahrsten Sinne des Wortes notwendig.«<sup>10</sup> Die eigentliche Herausforderung besteht darin, durch Bestechung und Kuhhandel die Besatzungsautoritäten gütlich zu stimmen, oder aber, wenn nichts zu machen ist, an ihnen vorbei zu lavieren.

Nicht gering sind in den ersten Schongauer Monaten auch die Probleme, die Strauß sich selbst bereitet. Er, der keinen Grund sehen muss, sich seiner Zeit im Dritten Reich zu schämen, hat nur wenig Verständnis dafür, wie seine Mitmenschen nun auf ihre Art Geschichtspolitik betreiben. Reichlich Anschauungsmaterial über das Denunziationstalent der Deutschen, das nach dem Krieg unter umgekehrten Vorzeichen neu erblüht, kann er in den Verfahren der Schongauer Spruchkammer sammeln, der er zeitweise angehört.

Im Januar 1946 steht der erste Kommunalwahlkampf seit Kriegsende an, bei dem Strauß frühe Kostproben seines Rednertalents und seiner Offenherzigkeit zum Besten gibt. Jedenfalls zieht er bei einem seiner ersten Auftritte die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf sich und erhält die Warnung, dass er am nächsten Tag verhaftet werden soll, weil er die Militärregierung beleidigt habe. Zunächst kann sich Strauß gar nicht erklären, um was es geht, dann aber fällt ihm ein, »was ich gesagt habe: Die Deutschen sind ein ganz erbärmliches Volk. Zuerst würden sie die halbe Welt mit ihren Marschstiefeln niedertrampeln und wenn sie besiegt seien, dann den Staub von den Stiefeln der Sieger schlecken und im übrigen denunzieren. Und bei der Militärregierung hätten sie schon den Teppich vor der Tür auswechseln müssen, weil die Denunzianten schon den ersten Teppich durchgetreten hätten.«<sup>11</sup> Nur mit Glück und einer gehörigen Portion Frechheit gelingt es ihm, sich aus der komplizierten Lage herauszuwinden, in die er sich selbst gebracht hat.

Besonders unappetitlich empfindet er es, wenn alte Geschichten hervorgekramt werden, um mit den Mitteln der Denunziation gegenwärtige Zwecke zu verfolgen. Anfang 1946 entsinnt sich beispielsweise der als von

der Vergangenheit völlig unbelastet geltende, von den Amerikanern eingesetzte neue Dekan der philosophischen Fakultät der Universität München, Professor Alexander Scharff, an eine Begebenheit, die ihm jetzt bei den Nöten der Personalpolitik hilfreich sein könnte. In zwei Briefen wendet sich Scharff an Strauß, um sich seine eigenen vagen Erinnerungen an nationalsozialistische Entgleisungen seines früheren Assistenten Dr. Brunner bestätigen zu lassen. Dieser habe sich, wohl um 1940 herum, »ungefähr in dem Sinne« geäußert, »daß nach dem siegreichen Kriegsende der Nazismus überall und endgültig durchgeführt werden müsse und daß dann auch die hinweg müßten, die jetzt noch abseits stünden und zu diesen gehöre auch sein Professor. Nach und nach brachte ich heraus, daß Sie derjenige gewesen seien«, kann Strauß hier lesen, »der mir damals, ohne daß Sie mich persönlich kannten, durch andere diese Mitteilung, die mir eine wichtige Warnung war, zukommen ließen. Dafür möchte ich Ihnen jetzt« – mit sechsjähriger Verspätung – »zunächst herzlich danken«, verbunden mit der Bitte um eine kleine Gefälligkeit: »Es wird natürlich eine peinliche Auseinandersetzung geben, wenn er« – Brunner – »zurückkommt; und dazu möchte ich eben genau im Bilde über den Vorgang damals sein. (...) Ich wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie mich durch schriftl. Angaben in dieser peinlichen Angelegenheit unterstützen würden.«<sup>12</sup>

Vier Wochen später, Strauß hat noch nicht geantwortet, wird die Bitte dringlicher, denn Brunner spricht beim Dekan wegen seiner Stelle vor: »Da ich ihn aber nach wie vor für einen ausgesprochenen Nazi halte und jedenfalls nicht in meiner Umgebung weiterhin haben möchte – anderswo mag er sich eine Dozentur suchen von mir aus –, so wäre ich Ihnen wirklich außerordentlich dankbar, wenn Sie mir Ihr Material gegen Br. baldigst mitteilen könnten, samt der Erlaubnis, Ihren Namen Br. zu nennen. Es wäre dies der einzige wirklich greifbare Fall, der klar gegen Br. spricht, alles andere was ich so hörte, sind nur Klatschereien der üblichen Art, durch die man aber gegen Br. nichts positiv ausrichten kann.«<sup>13</sup>

Daher also weht der Wind! Nichts Genaues weiß man nicht, außer: Der Mann muss weg. Nicht nur, dass man mit einem solchen Ansinnen bei Strauß genau an der richtigen Adresse ist, nein, wenn derartige Zumutungen an ihn herangetragen werden, fühlt Strauß, der Briefeschreiber, sich angespornt. Nicht selten vergehen Monate, bis er unerfreuliche Post beantwortet – es kann auch mal ein Jahr verstreichen –, aber fast immer lohnt sich das Warten, denn es sind schon kleine Kunststücke, die entstehen, wenn er schließlich doch noch zur Feder greift.

Scharff muss sich nur ein halbes Jahr gedulden. Ein wenig umständlich und ausführlich die Einleitung, mit der Strauß den Verzug erklärt – ach, die viele Arbeit! –, aber dann kommt er zur Sache: »Ich muß allerdings nach Ihrer bisherigen Darstellung des Sachverhalts mich über eines wundern, daß Sie nämlich in den ganzen Jahren 1941 bis 1945 keine Äußerung anerkennender Art über die damals an Sie ergangene Warnung haben fallen lassen, daß Sie aber jetzt darauf zurückkommen, weil Sie anscheinend keinen anderen Weg sehen, um Herrn Brunner los zu werden. Sie werden verstehen, daß mir diese Art des Vorgehens etwas zweckgebunden und wenig fair erscheint. Wir hätten uns ja in den Jahren 1941 bis 1945 bei unseren gelegentlichen Zusammenkünften längst darüber unterhalten können.«

Damit wären die Maßstäbe erst einmal zurechtgerückt, und nun zur Sache selbst. Die verhielt sich nämlich »lediglich so, daß Brunner im Januar 1940 in der Wohnung Dr. Beutlers mich befremdende Äußerungen über geheime Waffen und über Gegner des Nazisystems machte und daß ich daraufhin alle Leute in seiner Umgebung veranlaßte, mit Gesprächen vorsichtig zu sein (...). Es läßt sich nicht behaupten, daß Dr. Brunner eine bestimmte Drohung gegen Sie oder gegen andere Personen ausdrückte, nur war ich damals, infolge der ergangenen Verhaftungen in München, vielleicht übervorsichtig geworden.« Nach dieser Klarstellung kann die nächste Attacke erfolgen: »Ich habe Ihnen jedoch, Herr Dekan« – Strauß, protokollfest wie er ist, weiß, dass er Scharff eigentlich mit »Spektabilität« anreden müsste – »niemals das Recht erteilt, diese damals im guten Glauben von mir gegebene Warnung zu einer öffentlichen Anzeige zu gebrauchen, was Sie ohne weiteres getan haben. Ich kann Ihr Verhalten nicht als korrekt und mir gegenüber einwandfrei bezeichnen. Ich muß es auch ablehnen, wenn Sie schreiben, daß ich mit dem Denunzianten in Brunners Brief gemeint bin. Ich habe lediglich Ihnen eine gutgemeinte Warnung zugehen lassen. Sie haben aus dieser Warnung von damals im Jahre 1945 eine Denunziation gemacht, so daß der Vorwurf des Denunzianten höchstens Sie treffen konnte. Ich brauche heute meinen Mut gegen die Nazis nicht durch Denunzierungen zu beweisen, da ich ihn durch illegale Tätigkeit« – Sie auch, Herr Dekan? – »lange genug bewiesen habe. Ich habe in meinem Leben noch nie jemanden denunziert und gedenke auch nie jemanden zu denunzieren.«

So, das müsste sitzen. Und wenn der Herr Professor es immer noch nicht begriffen haben sollte, dann muss er nur den Satzsatz dieser zwei eng beschriebene Seiten umfassenden Darstellung lesen, der alles noch einmal griffig zusammenfasst: »Es ist daher umso bedauerlicher, daß Sie aus

einer an Sie ergangenen Warnung eine Anzeige gemacht haben, ohne daß Sie den Sachverhalt genau erkannten, wie sich jetzt herausstellt, ohne daß Sie mich vorher fragten und ohne daß Sie mir wegen der damaligen Warnung *ein* Wort der Anerkennung bisher gesagt hätten.«<sup>14</sup>

Vieles ist an diesem Schreiben bemerkenswert. Es ist der Prototyp einer beeindruckenden Serie von Briefen, die in den kommenden Jahrzehnten seinen Schreibtisch in Richtung gefallener Engel und ermatteter Vorbilder von einst verlassen werden. Auch die für einen scharfsinnigen Formulierer wie ihn auffällige Redundanz beim Einklagen versäumten Lobs behält Strauß in Zukunft bei. Selbstlos zu geben, anderen hilfreich zu sein, gehört für ihn, der schon als Kind, Student und Schüler äußerst zuvorkommend gegenüber jedermann war, zur zweiten Natur. Doch wehe, man verwehrt ihm das gebührende Maß an Anerkennung dafür! Schließlich sind solche Briefe untrügliche Hinweise auf Emanzipationsvorgänge. Er, Strauß, ist nicht Professor, selbst den Doktor hat er noch nicht; im Krieg hatte er sich dafür entschieden, zuerst sein Staatsexamen hinter sich zu bringen und erst danach die Dissertation zu vollenden, die aber in den Trümmern des zerbombten Elternhauses begraben wurde. Im Professorentitel klang für ihn indes lange sehr viel mehr mit als nur Respekt vor wissenschaftlicher Leistung und, auch, einem erstrebenswerten sozialen Stand. Sein Doktorvater, Geheimrat Otto, sein Brieffreund Dirlmeier – sie waren für ihn, Strauß, immer auch Vertreter der ehrwürdigen Universität, Repräsentanten moralischer Autorität! Viel ist davon nicht geblieben; sein Brief – mehr noch die schroffe Form als der unfreundliche Inhalt – an den Herrn Dekan dokumentiert diese Enttäuschung überdeutlich.

Der Unwille, sich in die Verfolgung wirklich oder auch nur vermeintlich belasteter Zeitgenossen einspannen zu lassen, wird mit den Jahren immer größer. Denn so wach die Erinnerungen an die Schrecken des Krieges sind – die Erinnerungen seiner Mitmenschen an die tatsächlichen Verstrickungen von Einzelnen verschieben sich. Strauß spürt dies am eigenen Leib. Dass er in seiner Altenstadter Militärzeit kurzzeitig Offizier für wehrgeistige Führung gewesen ist, war nie ein Geheimnis und weder den Amerikanern noch der Spruchkammer der Rede wert. Diese Funktion, die nach dem 20. Juli durch die des NS-Führungsoffiziers (NSFO) abgelöst wurde, war vergleichsweise harmlos. Den ideologisch kontaminierten Nachfolgeposten jedenfalls hatte Strauß nie inne, der sei ihm, wie er später sagt, »zu dubios« gewesen.<sup>15</sup> Die Neigung, Verstrickung und Schuld nach formalen Kriterien zu beurteilen, deckt sich aber auch nicht mit seiner konkreten

Erfahrung. Dirlmeier, sein Mentor aus den Münchner Universitätstagen, zugleich NS-Dozentenbund-Führer, ist ein Gegenbeispiel, der NSFO ein anderes: »Wir haben dann später (...) einem harmlosen, anständigen Mann, der Privatdozent für Germanistik war, Oberleutnant der Luftwaffenflakartillerie, geradezu zwingend auferlegt, den NSFO zu machen, weil der Vorgänger ein Schwein war, (...) der den Kommandeur denunziert hatte. Und dieser arme Depp kommt dann bei der Entnazifizierung unter die Räder als NSFO. Den wir eigens herausgesucht haben, weil er anständig war. (...) Es gab viele Kommandeure, die sich einen völlig zuverlässigen, in keiner Weise nazistisch verseuchten Offizier als NSFO genommen haben. (...) Es konnte einem das tollste blühen, wenn man einen echten Nazi als NSFO hatte. Damals war ja der Kopf sehr schnell in Gefahr in der Endphase.«<sup>16</sup>

Die ersten Häutungen vollziehen sich in der Schongauer Zeit – vom schwärmerischen, idealistischen Studenten, der er in der Vorkriegszeit war, ist dem jungen Landrat nicht viel anzumerken. Damals beginnt der Sinn für das Lebensnahe und Praktische Raum zu greifen. Alles in allem bieten die Jahre im Schongauer Landratsamt Strauß – er ist bei Dienstantritt erst neunundzwanzig – ein vielfältiges Exerzierfeld derartiger Selbsterfahrung: Er ist eben nicht nur eine vorzügliche akademische Begabung, sondern auch ein zupackender junger Mann, der sich außerhalb des Elfenbeinturms mit seinem Gespür für die Herausforderungen des Alltags zu behaupten weiß.

Das Feuer ist damit entfacht; noch freilich ist es klein. Die Freude an der Tat, am Machen, ist das eine, die ursprünglichen Vorstellungen von der beruflichen Zukunft sind aber noch nicht gänzlich ad acta gelegt. Allerdings ist die einst anvisierte universitäre Laufbahn in einige Ferne gerückt. Die notwendigen Qualifikationen, Promotion und Habilitation, müssten erst einmal absolviert werden. Mit Anfang dreißig ist Strauß dafür schon ein wenig alt. Aber die Aufgabe der humanistischen Idealen verpflichteten Erziehung der Jugend, die der Wehrmachtssoldat im Briefwechsel mit seinem akademischen Lehrer Dirlmeier so eindringlich beschworen hatte, lässt sich möglicherweise auch an anderem Ort verwirklichen – seit dem 1. Juni 1946 ist Strauß, neben seiner Tätigkeit in Schongau, in vielfältiger Weise mit solchen Fragen befasst: Als Regierungsrat im Ministerium für Unterricht und Kultus ist er zunächst Referent für »Jugendpflege, Jugendbewegung«. Ein knappes Jahr später wird er in das Referat 8 versetzt, dessen Aufgabenbeschreibung doch recht gut zu ihm passen müsste: »Humanisti-

Die Entscheidung für die Ministeriallaufbahn ist sicher wesentlich von materiellen Überlegungen beeinflusst: In München hat er eine gut dotierte Beamtenstellung, das Schongauer (Ehren-)Amt hingegen bringt kein Geld. Seine Entscheidung spiegelt auch das Sicherheitsdenken des aus kleinen, ärmlichen Verhältnissen herausgewachsenen Mannes wider. Der Staatsdienst garantiert ihm auf Lebenszeit Brot und Auskommen, auch wenn es andere Optionen gäbe, die seiner geweckten politischen Leidenschaft und seinem Aufbauengagement mindestens ebenso entsprächen: »Müller Sepp bedrängt mich z. Zt. sehr stark«, schreibt Strauß im Februar 1947, um Rat suchend, an Willi Anker Müller, den frisch ernannten Staatssekretär im bayerischen Innenministerium, »eine hauptamtliche Stellung im Landessekretariat (der CSU/d.Verf.) anzunehmen. (...) Mein Entschluß darüber steht nicht fest, aber ich beiße aus gewissen Gründen nur ungerne an.«<sup>19</sup> Am Ende werden derartige Alternativen verworfen. Noch ist es nicht so weit – erst im Verlauf des Jahres 1949, mit dem Einzug in die dann eröffnete Bonner Arena der nationalen Politik, werden sich die Perspektiven dieses Mannes, der um seine vielen Begabungen, Neigungen und Interessen weiß, in eine feste und endgültige Lebensrichtung öffnen.

## An der Pforte

Der Einstieg in die Kommunalpolitik brauchte den Zufall als Helfer; seine politiknahe Tätigkeit im Ministerium entsprach immerhin – wenngleich stark verfremdet – eher den Berufswünschen des Studenten und Soldaten. Nicht, dass es nicht auch anders ginge: Im Herbst 1945 sucht der Münchner Stadtschulrat Anton Fingerle einen Stellvertreter und bemüht sich, seinen Freund Strauß für diesen Posten zu gewinnen. Der ist auch nicht abgeneigt, zumal das Amt des Stadtschuldirektors und stellvertretenden Stadtschulrats mit der Verantwortung für den Aufbau der höheren Schulen in der Landeshauptstadt »die Rückkehr in meine eigentliche Berufslaufbahn und in meine ursprünglichen Neigungen« bedeuten würde. Da aber dieses Angebot »mit der Auflage verbunden (ist), daß ich keine aktive politische Tätigkeit ausüben dürfte«, lehnt Strauß nach gründlicher Überlegung dankend ab: Er halte es »gerade unter den Eindrücken des 3. Reichs und unter der Erschütterung der deutschen Katastrophe« für richtiger, sich »am politischen Aufbau zu beteiligen«.<sup>1</sup> Mehr noch als auf seinen beiden beruflichen Tätigkeitsfeldern, so viel ist Strauß kurz nach Kriegsende klar, wird sich dieser Aufbau – das geben die westlichen Siegermächte vor – auf die Neuerrichtung demokratischer Institutionen und von Parteien konzentrieren.

Bei allen Freiräumen, die er im Chaos der unmittelbaren Nachkriegszeit hat, über kurz oder lang heißt Beamter sein: Verwaltung. Ihn aber drängt es nach Gestaltung.

Die Zulassung von wiederbelebten alten oder neu gegründeten Parteien ist in jenen Wochen zwar ein zähes Geschäft, aber hier wird sich die Zukunft wohl letztlich entscheiden. Seine Erfahrungen aus Kindheit und Jugend, die Prägungen des politisch wachen Elternhauses, sorgen dafür, dass ihn die weitverbreitete Stimmung, alle Politik – alles, was Partei heiße, zumal – bringe Verderbnis, nicht erfasst. Dort hat auch seine Entscheidung für die Christlich-Soziale Union (CSU) ihre Wurzeln. Schon der Vater, eigentlich eher monarchistisch gesinnt, war ja bald nach Ende des Ersten Weltkriegs der katholisch-konservativen Bayerischen Volkspartei beigetreten. Bis zum bitteren Ende hatte er ihr die Treue gehalten.

Am Abend der letzten einigermaßen freien Reichstagswahl vom 5. März 1933 machte er sich mit dem Sohn in den Mathäser-Bräu auf, um einer Parteiversammlung beizuwohnen, an die sich Franz Josef Strauß zweiundzwanzig Jahre später noch genau erinnern kann. Die schwermütigen Worte, die Fritz Schäffer, damals Vorsitzender der BVP, an jenem Abend sprach, haben sich unauslöschlich in seine Erinnerung und in sein politisches Bewusstsein eingepägt: »Meine lieben Parteifreunde, jetzt kommt eine furchtbare Zeit. Morgen beginnt die Karwoche für Deutschland. Diese Karwoche wird einen Karfreitag für Deutschland bringen. Wir sind gläubige Christen. Nach dem Karfreitag kommt die Auferstehung, der Ostersonntag.«<sup>2</sup> An diese Worte muss der stellvertretende Landrat von Schongau denken, als er Schäffer am 4. Dezember 1945 – der Karsamstag, um im Bild zu bleiben, hat gerade erst begonnen – am Bahnhof von Weilheim abholt.

Der Mann, den Strauß da in Empfang nimmt, ist nicht nur ein Monument aus der Vergangenheit, sondern scheint ihm auch zukunftsweisend. Unmittelbar nach Kriegsende von den Amerikanern als bayerischer Ministerpräsident eingesetzt, wenige Wochen später, am 28. September 1945, schon wieder des Amtes enthoben, ist Schäffer immerhin eine der zentralen Figuren beim Versuch, an die Tradition des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei anknüpfend eine neue, christlichen Werten verpflichtete Partei auf die Beine zu stellen. Und in diesen Tagen zählt Strauß zu jenen, die sich im Landkreis Schongau daranmachen, die CSU mit aufzubauen.<sup>3</sup> Gerade erst hat er an Schäffer geschrieben und um die Zusendung von nützlichen Materialien für die Gründung des lokalen CSU-Verbands gebeten.<sup>4</sup>

Ungefähr zur selben Zeit wird Josef Müller auf den jungen Mann aus Schongau aufmerksam. Seit Anfang Juli 1945 scharft Müller, der seit den Schultagen am erzbischöflichen Konvikt zu Bamberg seiner bäuerlichen Herkunft wegen »Ochsensepp« genannt wird, eine Gruppe gleichgesinnter Zeitgenossen um sich, die sich ebenfalls der Schaffung einer christlichen Partei verschrieben haben. »Gegen Ende des Jahres kam zu diesen Veranstaltungen Franz Josef Strauß«, erinnert sich einer der Teilnehmer dieses Kreises, »in einer alten Wehrmachtsuniform, ohne Schulterstücke und Hoheitszeichen« gekleidet.<sup>5</sup>

Schäffer, der Freund und Nachbar seines späteren Schwiegervaters Max Zwacknagl, wird 1957 einer der Trauzeugen bei der Hochzeit von Strauß sein; in den kommenden gemeinsamen Bonner Jahren werden die beiden viel miteinander zu tun haben. Die Zeit an der Seite von Müller dagegen wird schon beim Einzug von Strauß in den Bundestag 1949 verstrichen

sein. Dennoch bleibt Schäffer nur eine der vielen interessanten Randfiguren am Lebensweg von Strauß, während die Begegnung mit Müller schicksalhaft wird: »Wer wissen will, wer Strauß ist, muß bei Dr. Josef Müller nachforschen«, hat Rudolf Heizler, ein wohlwollender und kenntnisreicher journalistischer Begleiter der beiden, treffend bemerkt, »dort liegt der Schlüssel für vieles, was Strauß getan oder geplant hat.«<sup>6</sup>

Es ist nicht weiter erstaunlich, dass sich Strauß mehr zu Müller als zu Schäffer hingezogen fühlt. Zwar sind beide älter als er, aber der spätere Bundesfinanzminister verkörpert für Strauß doch zu sehr den Typus des alten Honoratiorenregiments. Schäffer und die Seinen, Alois Hundhammer an erster Stelle, vertreten zudem eine Parteikonzeption, die dem jungen Mann in vielerlei Hinsicht zu eng geraten erscheint: zu altbayerisch geprägt, zu klerikal, zu sehr von traditionellen bayerischen Ressentiments gegen Deutschland durchdrungen.

Ganz anders Müller, der zwar auch katholisch, aber von fränkischer Herkunft ist, mithin geübt im täglichen Nebeneinander der beiden großen christlichen Konfessionen: ein kirchentreuer Mann, gewiss, allerdings kein frömmelnder Pfaffenknecht; auch er ein bayerischer Patriot, doch mehr noch auf nationale Einigung bedacht. Mindestens ebenso wichtig sind freilich Persönlichkeit und Temperament des Ochsensepp: unerschrocken gegenüber den Amerikanern, den Russen geht er nicht aus dem Weg, ein Haudegen und Macher, der nicht wartet auf das, was kommt, der selbst etwas bewegen will.

Ob Schäffer, Hundhammer oder Müller – was ihr Verhalten während der Nazi-Zeit betrifft, sind sie alle höchst respektabel und ehrenwert. Aber Müllers Lebenspfad führt nicht nur über die Stationen standhaften Widersagens, sondern auch hier zeigt sich der Mann der Tat: Als Anwalt hat er während des Dritten Reichs eine Vielzahl von kirchlichen Mandaten betreut, weshalb er immer wieder nach Rom reisen musste. Er setzte den Vatikan von Anfang an über die Wirklichkeit in Nazi-Deutschland ins Bild. Im Kirchenstaat traf er sich mit westlichen Diplomaten, denen er über die Angriffspläne Hitlers berichtete und die auf diesem Weg auch von den Attentats- und Umsturzbestrebungen des militärischen Widerstands erfuhren.<sup>7</sup>

Die Abende, die Strauß seit Ende 1945 regelmäßig in Müllers Wohnung in der Münchner Gedonstraße verbringt, sind daher nicht nur politisch höchst interessant und inspirierend; immer, wenn Müller, ein glänzender Erzähler, auf die Vergangenheit zu sprechen kommt, flackert ein Licht des Geheimnisvollen auf – und kaum ein Abend vergeht ohne Geschichten aus

der schweren Zeit. Müller kann nicht nur von leidvollen Erfahrungen mit der Gestapo und vom schlimmen Alltag des KZ-Insassen berichten, sondern seine Erlebnisse tragen alle Züge von Abenteuererum und Furchtlosigkeit. Ja, aus diesem Holz müssen die Menschen sein, die den Wiederaufbau Deutschlands schaffen wollen.

Zu den prägenden Erfahrungen Müllers, die er aus der Zeit des Widerstands als politisches und moralisches Kapital mit in die Zeit des Wiederaufbaus nimmt, zählen die Begegnungen mit jenen Angehörigen der militärischen Opposition, die wie er aus christlichen Motiven handeln, aber Angehörige der evangelischen Konfession sind: Generaloberst Ludwig Beck, ein Mann der bekennenden Kirche; Hans Oster, ein Pastorensohn; Hans von Dohnanyi, ein Schwager Dietrich Bonhoeffers. An diese, die konfessionellen Grenzen überwindende Gemeinsamkeit aller Christen will Müller nun nach dem Krieg anknüpfen. Eine Neuauflage des Zentrums oder die Wiederbelebung der Bayerischen Volkspartei kommen für ihn nicht in Betracht.

Müller, der die letzten beiden Kriegsjahre in Gestapohaft, zuletzt in den Konzentrationslagern Buchenwald, Flossenbürg und Dachau, verbracht hat und schließlich bei der Verlegung ins österreichische Pustertal befreit wurde, ist noch nicht in Deutschland zurück, da legt er bereits seinen amerikanischen Betreuern dar, wie er sich die Zukunft in Nachkriegsdeutschland vorstellt: Keine Partei, schon dieser Begriff ist durch die NSDAP schwerstens belastet, sondern eine Union will er aufbauen helfen, die urchristlichen Idealen, nicht aber konfessionellen Bindungen verpflichtet sein soll. Die Herausforderung, vor die er sich gestellt sieht, ist nicht nur die Aufrichtung des materiell zerstörten Vaterlandes, sondern – ebenso wichtig – »die geistige Erneuerung des deutschen Volkes aus dem Geist des Christentums«. <sup>8</sup>

Es sind keine altphilologischen Seminare, die Strauß an den vielen Abenden in der Gedonstraße erlebt, aber die Faszinationskraft, die diese Begegnungen in Müllers »Mittwochs-Club« <sup>9</sup> auf ihn ausüben, ist mindestens so stark wie die von beeindruckenden Persönlichkeiten geförderte vormalige Entdeckungsreise in die Welt der alten Sprachen, der antiken Geschichte, des abendländischen Humanismus. Und lange dauert es nicht, bis der Gastgeber seine besondere Begabung entdeckt. »Obwohl ich anfangs nur zu den ›Ministranten‹ gehörte – im Gegensatz zu den ›Prälaten‹ wie August Hausleiter, Hans Schütz oder Michael Horlacher«, so Strauß in seinen Erinnerungen, »wurde ich von Josef Müller als ›Vorzugsschüler‹ behandelt«. <sup>10</sup>

Strauß ist nicht der einzige junge Mann in dieser Runde, und er wird auch nicht der einzige sein, der von hier aus seinen Weg machen wird: Hans Weiß, der spätere Präsident des bayerischen Senats, Franz Heubl, der langjährige bayerische Staatsminister und Landtagspräsident, Friedrich Zimmermann, der bis zum Ende einer der engsten Mitstreiter von Strauß bleiben wird, für sie alle beginnen hier die politischen Lehrjahre; mit Achim Oster, dem Sohn von Hans Oster, lernt er im Hause Müller einen Mann kennen, der in der *Spiegel*-Affäre, der Schicksalswende seines politischen Wegs, eine zentrale Rolle spielen wird. Jeder von ihnen ist ein Eleve Müllers, aber Strauß, dessen Studienjahre hinter ihm liegen und der bereits in das öffentliche Leben eingetreten ist, begnügt sich nicht allzu lange mit der Rolle des andächtigen Zuhörers. Bei aller Begeisterung, die er für die Idee der gerade erst gegründeten CSU aufbringt, ergreift ihn doch ein tiefes Unbehagen angesichts der Grabenkämpfe, von denen die Gründungszeit und die ersten Jahre der Partei geprägt sind.

»Die Verhältnisse in Bayern sind für den Nicht-Bayern restlos unverständlich«, wird Adenauer Ende 1946 klagen: »Dort schlägt man sich dauernd die Köpfe ein, die Köpfe werden wieder heil und werden dann von neuem eingeschlagen.«<sup>11</sup> Schon wenige Wochen nach seinem Einstieg in die Parteipolitik kann Strauß diesen Eindruck nur bestätigen. Statt sich mit dem gesellschaftlichen und politischen Wiederaufbau zu befassen und aus der CSU eine Kraft, die Kraft der moralischen Erneuerung zu formen, haben sich die Altvorderen in eine rücksichtslose Auseinandersetzung verwickelt, bei der es nur noch mittelbar um die heftig umstrittenen inhaltlichen Fragen geht. Immer mehr schieben sich schlichte Rivalitäten um die Macht in der Partei und persönliche Animositäten in den Vordergrund.<sup>12</sup>

Am 17. Dezember 1945 ist Müller mit einem klaren Vorsprung vor Fritz Schäffer zum »Vorläufigen Vorsitzenden des vorbereitenden Landesausschusses« der noch nicht als Landespartei formierten CSU gewählt worden, am 31. März 1946 erfolgt seine Wahl zum Landesvorsitzenden mit 41 gegen 17 Stimmen. Doch die vorangegangenen Machtkämpfe haben zu große Wunden aufgerissen, als dass mit der ersten Entscheidung Ruhe und Friede einkehren könnte. Gerade die spektakuläre Tagung des Vorläufigen Landesausschusses am 30./31. März in Bamberg, aus der Müller siegreich hervorgeht, bewirkt das genaue Gegenteil. »Als Vertreter der Jugend und als Mann, der dreiviertel Jahre ein Landratsamt führt und einen Kreis mit über 3000 (?) Mitgliedern aufgebaut hat« – zu dieser ersten Intervention sieht

sich der junge Strauß gedrängt, bevor die Sitzung ihre eigentlichen polemischen Höhen erreicht –, »stelle ich die Frage: Wo bleibt die Union? Wenn heute die Jugend hier wäre, glauben Sie nicht, daß die Jugend abgestoßen wäre? (...) Worum wir heute bei den Versammlungen draußen kämpfen, ist das, daß wir als Aktivisten die Jugend hereinbekommen. Wenn ich den Leuten das sagen muß, was ich hier sehe, laufen sie mir alle ohne Ausnahme davon.« Gerade die alten, Respekt erheischenden Persönlichkeiten, die Männer, die das Dritte Reich mit Anstand durchlebt haben und auf die man doch bauen können müsste angesichts der Herausforderungen der Nachkriegszeit, gerade sie geben nun alles andere als ein Vorbild ab: »Was haben wir bei uns alles«, so geht es fort im Ton der Entrüstung: »Ergraute Leute! Die Jugend schaut, was los ist. Wenn sie sieht, wie es bei uns ist, läuft sie davon.«<sup>13</sup>

Besonders widerlich findet es Strauß, dass die Spitzenrepräsentanten der Parteiflügel nicht davor Halt machen, die Vergangenheit für machtpolitische Ranküne zu instrumentalisieren. Denn über der ganzen Versammlung liegt der Verdacht, dass jede der Gruppierungen die Anführer der anderen Seite bei den amerikanischen Besatzungsautoritäten, die noch für einige Zeit auch in internen Parteiangelegenheiten das letzte Wort haben werden, anschwärzt: »Ich protestiere gegen eine Geschäftsgebarung im allgemeinen, daß hier persönlicher Schmutz und Dreck ausgetragen wird. Wenn wir sechs Jahre draußen gestanden und gehofft haben, daß der Schwindel des Nazismus ein Ende nimmt, haben wir ein Recht, heute zu hoffen, nein zu fordern, daß eine Demokratie mit Disziplin aufgebaut wird.«<sup>14</sup>

Solche Appelle richten sich selbstverständlich in erster Linie an die traditionalistische Fraktion von Schäffer und Hundhammer, der Strauß im gleichen Atemzug die Kurzfassung des Müller'schen Parteikonzepts entgegenhält: »Uns geht es heute darum, daß wir als letzte Rettungsmöglichkeit gegenüber dem sozialistisch-kommunistischen Block, der in der Bildung begriffen und in ständiger Progression ist, ebenfalls eine Bewegung aufbauen, die uns retten kann. Es geht nicht um die eine oder andere Persönlichkeit, es geht um die Frage: Christentum oder nicht mehr.« Dies ist für Strauß kein allgemeiner Bekenntnissatz, sondern bedeutet zugleich Mahnung, nicht »wieder in den alten Fehler reiner Bürgerlichkeit, die uns auf die Seite abschiebt«, zu verfallen – und Verpflichtung, die neu entstehende CSU als Volkspartei zu konzipieren, die offen sein müsse für Menschen, die in der Vergangenheit leicht verführbar waren und die es, wie es scheint, noch immer sind: »Wenn wir so weiterverfahren – ich sehe es draußen in

den Gemeinden, die wir haben, ich habe einen großen Prozentsatz an Bergarbeitern –, laufen uns die Leute davon. (...) Ich bin schärfster Verfechter der antinationalsozialistischen Richtung, auch Kämpfer in der Freiheitsaktion Bayern gewesen. Ich habe mich persönlich in den Tagen des April vorigen Jahres den SS-Burschen entgegengestellt. Ich wehre mich dagegen, daß man heute diese Leute den Kommunisten in die Arme treibt, die heute erklären, sie öffnen ihr Tor den anständigen Nazis und PGs.«<sup>15</sup>

Doch diese Worte bleiben ohne Wirkung. Kaum jemandem steht der Sinn nach Mäßigung. Der Kampf um die Macht ist zugleich der Kampf um die zukünftige Ausrichtung der Partei. Gegen Ende der Tagung, kurz vor der Abstimmung über Müllers Anspruch, die Partei zu führen – die Sachausprache ist beendet und in eine nicht minder heftige Geschäftsordnungsrangelei übergegangen –, gelingt es Strauß noch einmal, sich Gehör zu verschaffen. Und auch wenn das die meisten Anwesenden, die dem jungen Mann ausweislich des Sitzungsprotokolls lebhaft zustimmen, wohl überhören, mischt sich in diesen Redebeitrag ein deutliches Stück Kritik in Richtung seines Mentors: »Meines Erachtens«, trotzig baut sich Strauß vor den Delegierten auf, »kann diese Debatte nicht beschlossen werden, bevor nicht ein Antrag eingebracht wird, und der entspricht der gesunden Vernunft, daß in der Zukunft in der Öffentlichkeit die privaten Streitigkeiten, sei es in Zeitungen, sei es in öffentlichen Versammlungen nicht mehr erwähnt werden dürfen.« Damit nicht genug. Mit ein paar – in der Sache freilich wirkungslosen – Sätzen gelingt es dem jungen Gehilfen Müllers schlagartig, sich Profil zu verschaffen. Hier ist es erstmals voll entfaltet, dieses aufbrausende, von keinem Anflug der Geduld gebremste Wesen, als er in die streitsüchtige Versammlung hineinruft: »Ich bitte nicht darum, ich möchte sagen, ich fordere und, wenn ich die Macht hätte – ich habe sie nicht und ich will sie nicht haben –, würde ich es befehlen, daß beide Teile sich verpflichten und ihr Ehrenwort geben, daß von nun an der Name der Union nicht mehr durch Ausgraben von Stenogrammen, durch gegenseitiges Hin- und Hergerede, Zitierung von Archiven und längst verflossenen Dingen in den Dreck gezogen wird.«<sup>16</sup>

Den Routinier Müller, der die Sitzung leitet, kostet es nicht viel Mühe, diese Diskussion, die zwangsläufig auch sein eigenes Verhalten betreffen würde, im Keim zu ersticken. Aber nachtragen mag er die unerbetene Intervention dem jungen Strauß nicht; vermutlich imponiert ihm diese Mischung aus Idealismus und Unerschrockenheit des politischen Novizen. Tatsächlich wird ihre Bindung in den kommenden Wochen und Monaten

In dieser Hinsicht ist Müller ebenfalls ein Mann der Tat. Die Entscheidung, welche Partei in welchem Bayern in welchem Deutschland man zukünftig sein will, ist längst noch nicht getroffen, da folgt Müller am Pfingsten 1946 dem Ruf von Andreas Hermes und Jakob Kaiser zu einem »Reichstreffen« christlicher Politiker nach Berlin. Sein uneingeschränktes Bekenntnis zum Westen steht für ihn nicht im Widerspruch zu Gesprächen mit den Sowjets, die schließlich Siegermacht sind und ohne deren Einwilligung es keine deutsche Einheit geben kann. Sogar Gespräche mit Walter Ulbricht sind nicht tabu, am 27. Juli 1946 kommt es in München zu einem Treffen zwischen den beiden.<sup>19</sup>

Greifbare Ergebnisse bringen all diese Aktivitäten nicht: Müller kann weder in der Deutschlandfrage irgendetwas bewegen, noch sind die Kontakte zu den verschiedenen Führungskreisen der CDU, die es als Bundespartei erst 1950 geben wird, geeignet, das Verhältnis der CSU zu den christdemokratischen Vereinigungen außerhalb Bayerns zu bestimmen. Für Strauß indes nähren sie die Faszination für seinen Lehrmeister: Weit über die Region hinaus ist Müller ein bedeutender Mann, ein gesuchter Gesprächspartner der nationalen Politik und auch der Besatzungsmächte. Die grundsätzliche Ablehnung aller Formen des Kollektivismus, erst recht der sowjetkommunistischen Variante, steht einer pragmatischen, ergebnisorientierten Suche nach politischen Lösungen nicht entgegen. Wenn über den Gesprächen mit den Kommunisten zudem noch der Schleier des Geheimnisumwitterten liegt, so ist dies im Grunde für den Benjamin ein höchst ergiebiger Anschauungsunterricht zu all den Erzählungen Müllers von den Abenteuern in schwerer Zeit: wie er, noch vor der nationalsozialistischen Machtergreifung, Gespräche mit NSDAP-Größen über die politische Zukunft Bayerns führte; wie er im Frühjahr 1933, als Beauftragter des bayerischen Ministerpräsidenten Heinrich Held nach Berlin entsandt, die neue politische Lage im Reich erkundete; wie er sich in heiklen Gesprächen mit seinem Studienbekannten Himmler aus gefährlichen Situationen herauszuwinden vermochte; wie er im unsicheren Umfeld von Reichswehr und Abwehr verdeckten Widerstand ausübte.<sup>20</sup> Es ist schwer zu entscheiden, ob Strauß seine eigene spätere Unbedenklichkeit im Umgang mit Diktatoren von Müller gelernt hat; dieser auf konkrete Ergebnisse abzielende, in ihren Grundsätzen unerschütterliche, in den Methoden aber außerordentlich geschmeidige, pragmatische politische Stil jedenfalls ist die wohl auffälligste Gemeinsamkeit dieser beiden Tat-Menschen. Eines jedenfalls dürfte stimmen: »Der Milliarden-Kredit an die DDR, den Strauß eingefädelt hat, findet

hier in der G4«, der Wohnung Müllers in der Münchner Gedonstraße, »seinen Ursprung«.<sup>21</sup>

Auch das Kämpferische, die Zähigkeit, mit der sich Müller gegen alle widerstrebenden Tendenzen für seine Ziele einsetzt, wiegen als Gegenstand lernwilliger Anerkennung schwerer als die Bedenken gegen die angesichts der Zeitumstände unangebrachten Formen der innerparteilichen Auseinandersetzungen, vor denen auch das Vorbild nicht gefeit ist. Trotz gewisser Vorbehalte bleibt das Verhältnis der beiden ungetrübt; Strauß, diese ungeheure Begabung, erfährt jede nur erdenkliche Förderung seines Mentors: Im Herbst 1946 zieht er erstmals in den Landesvorstand der CSU ein; zwei Jahre später, kurz vor seiner eigenen Entmachtung, bringt ihn Müller als Generalsekretär der Partei in Stellung.

Während Strauß Jahr um Jahr wichtige Etappen seines Aufstiegs absolviert, startet für Müller mit dem Zeitpunkt seiner Bestellung zum Landesvorsitzenden der CSU im Grunde schon der Abstieg. Zwar scheitert der Versuch seiner Gegner, die Abstimmung von Bamberg durch die Alliierten annullieren zu lassen, aber seine innerparteiliche Machtbasis beginnt wenige Wochen nach dem Triumph bereits zu zerbröckeln. Beim Landesausschuss verfügte weder der traditionalistische Flügel noch die Anhängerschaft Müllers über eine Mehrheit; den Ausschlag hatte das Votum des mächtigen Bauernflügels, eben noch Müller zugetan, gegeben. Mittlerweile geht diesen Parteifreunden das nationale Engagement des Parteivorsitzenden jedoch entschieden zu weit. Kurz nach dem Pfingsttreffen von Berlin kommt es zu einem furchtbaren Zusammenstoß zwischen Müller und den Bauernführern der CSU. Man habe ihn davor gewarnt, nach Berlin zu fahren, schimpft Alois Schlögl, nicht nur ein wichtiger Mann in der Partei, sondern obendrein auch Generalsekretär des Bayerischen Bauernverbandes. Aber nein, Müller, dieser »Schöngest«, den »alles, was da droben« in Berlin und außerhalb Bayerns vorgeht, »rührt«, habe die Ratschläge in den Wind geschlagen: »Ich stehe auf dem Standpunkt, zunächst müssen wir unser eigenes Haus in Ordnung bringen. Erst dann kümmern uns die anderen Zusammenhänge.«<sup>22</sup>

Es sind nicht nur antipreußische Affekte und unterschiedliche Auffassungen von Föderalismus, die das latente Misstrauen der Bauernrepräsentanten gegen den Kurs einer schnellen Wiederherstellung der Reichseinheit und – nicht weniger schlimm – einen raschen Zusammenschluss aller Unionskräfte in Deutschland nähren. Müllers ständiges Taktieren, sein

undurchsichtiges Lavieren, seine Eigenmächtigkeit erzeugen zunehmendes Unbehagen. Zum Ende der Münchner Tagung jedenfalls spricht Michael Horlacher, gleichfalls ein mächtiger Bauernfunktionär, deutliche Worte, die fast schon wie eine Rücktrittsforderung klingen: »Der Herr Vorsitzende hat die Gabe eines guten Advokaten. Er versteht, aus schwarz weiß zu machen. Diese Eigenschaft des Advokaten verbindet sich oft recht unangenehm mit der Eigenschaft des Parteivorsitzenden. Das muß als Parteivorsitzender ausscheiden.«<sup>23</sup> Ungeachtet aller internen Streitigkeiten gelingt es der CSU, am 1. Dezember 1946 bei der ersten bayerischen Landtagswahl seit Kriegsende ein fulminantes Ergebnis einzufahren: Mit 52,3 Prozent der Stimmen und 104 der 180 Sitze verfügt sie über eine komfortable absolute Mehrheit im Parlament. Dass sie also den künftigen Ministerpräsidenten stellen wird, ist ausgemacht, und wer anders als ihr Landesvorsitzender sollte hierfür in Frage kommen? Das scheint auch die Landesversammlung der CSU so zu sehen, die am 14. und 15. Dezember über den Wahlausgang und die nächsten Schritte beraten soll. Gegen Schluss des Konvents gibt es immerhin langanhaltenden Beifall für die Worte jenes jungen Parteifreunds aus Schongau, von dem die meisten Delegierten, trotz seiner beeindruckenden Feuertaufe in Bamberg, noch nicht viel mehr wissen, als dass es sich um die rechte Hand von Josef Müller – »Strauß ist sehr aktiv und wird mich in vielen Dingen in der Parteiarbeit vertreten«<sup>24</sup> – handelt: »Es steht mir hier nicht an, einen Namen zu nennen. Aber man erwartet von uns, daß die Gestalt des Ministerpräsidenten eindeutig unsere Unionsregierung, unseren Willen zu Deutschland, unseren Willen zum Föderalismus und zur christlichen Kulturidee und unseren Willen zum christlich-sozialen Programm verkörpern wird. (...) (I)ch stelle es hier noch einmal nicht zur öffentlichen Debatte, aber zur eindringlichen Besinnung, daß alle diejenigen, die sich persönlich überprüfen, ob wir uns nicht doch auf einen Mann einigen können, der der populärste Mann in Bayern geworden ist, gerade auch in Unionskreisen.«<sup>25</sup>

Die internen Widersacher lassen sich von dem Vertrauensvotum der Landesversammlung nicht beeindrucken. Der Bauernflügel hat zwar nicht das Lager, hin zu den Traditionalisten, gewechselt, aber mit Müller wollen sie nichts mehr zu schaffen haben. Noch bevor es zur entscheidenden Abstimmung in der Landtagsfraktion kommt, dringen böse Gerüchte über Müllers undurchsichtige Rolle in der Frühphase des Nationalsozialismus an die Öffentlichkeit: Unter der Überschrift »Dr. Josef Müller – Koalitionspartner Hitlers« berichtet die *Süddeutsche Zeitung* am 12. November 1946

über jene Gespräche, die der frühere Gehilfe des Ministerpräsidenten Held mit den Nazis geführt hatte, und zitiert dabei aus einem Vernehmungsprotokoll der Bayerischen Politischen Polizei vom 9. Februar 1934, in dem sich die Ereignisse ziemlich einseitig niedergeschlagen haben.<sup>26</sup>

Obwohl der Autor des Artikels ein stadtbekannter Sozialdemokrat ist, besteht für den ins Zwielficht gerückten CSU-Parteivorsitzenden kein Zweifel, dass dieser »Fall Müller« von seinen Gegnern in den eigenen Reihen inszeniert worden ist.<sup>27</sup> Zwei Tage vor der wichtigen Abstimmung in der Landtagsfraktion geben die Amerikaner zwar eine Unbedenklichkeitserklärung für ihn ab, aber der Schwenk des Bauernflügels ist nicht mehr aufzuhalten: Müller fällt gegen den Kandidaten seiner Feinde, den Schäffer-Gefährten Anton Pfeiffer, durch. Dennoch schlägt er diese deutliche Warnung in den Wind und macht die Probe aufs Exempel. Er lässt sich tatsächlich vorschlagen, als der Landtag am 21. Dezember 1946 zur Wahl des bayerischen Ministerpräsidenten zusammentritt. Müller hofft wohl, dass seine Gegner es nicht wagen werden, den Parteivorsitzenden zu demontieren und damit die gesamte CSU zum Gespött zu machen.

Am Ende kommt es, wie es kommen muss: Müller findet im ersten Wahlgang keine Mehrheit, ebensowenig wie der als Kompromisskandidat der CSU ins Rennen geschickte Hans Ehard, und bevor ein zweiter Abstimmungsgang aufgerufen werden könnte, in dem nach der Verfassung die einfache Mehrheit ausreichen würde, erklärt Horlacher, der als Landtagspräsident die Versammlung leitet, die Wahlprozedur insgesamt schlicht für gescheitert. Nun läuft alles auf Ehard zu, den Wunschkandidaten der Bauernrepräsentanten innerhalb der CSU, mit dem der traditionalistische Hundhammer-Flügel gut leben kann und den auch die SPD, mit der die Christsozialen trotz ihrer absoluten Mehrheit eine Koalitionsregierung bilden wollen, eindeutig bevorzugt.

Viele Gründe geben für das Scheitern Müllers den Ausschlag. Nicht der unwichtigste dürfte sein, dass dieser eigentlich in taktischen Fragen versierte Mann an den entscheidenden Verhandlungen, die seit der Landtagswahl ständig geführt werden, nicht teilnimmt und auch keinen erfahrenen Emissär entsendet, der den mit allen Wassern gewaschenen Hundhammers und Horlachers gewachsen wäre. Es ehrt den jungen Mann und zeigt, dass Müller große Hoffnungen auf ihn setzt, aber Franz Josef Strauß, der die Interessen seines Ziehvaters vertreten soll, ist bei aller Begabung doch ein Greenhorn. Kaum eine Spur hinterlässt er in diesen Beratungen; in seinen Memoiren werden sie ihm keinen Satz wert sein.

Müller indes ist klug genug zu wissen, dass die Verantwortung für sein Scheitern nicht bei Strauß liegt. Nein, sein Lieblingsschüler, so sehr er noch reifen, so viel er noch lernen muss, ist einer seiner treuesten Anhänger und Mitstreiter, was auch die innerparteilichen Gegner langsam nicht mehr übersehen können. Gerade ein Jahr wird vergehen, da muss sich Strauß im Kreise seiner Parteifreunde dagegen verwahren, als willenloser Gefolgsmann seines Mentors angesehen zu werden: »Ich bin nicht dem Ochsensepp sein Sklave, auch nicht sein Beauftragter, der für ihn in den Versammlungen herumschleicht.«<sup>28</sup> Richtig ist allerdings, dass Müller Strauß nun immer mehr in die Parteiarbeit einbindet. Er ist zwar nicht Ministerpräsident geworden, doch auch das Justizressort, das er übernommen hat, erfordert Zeit und Einsatz. Seit März 1947 gehört er dem Parlamentarischen Rat des Länderrats der amerikanischen Zone und zugleich dem Vorstand der CDU/CSU-Arbeitsgemeinschaft an, wo er in Dr. Konrad Adenauer, dem Kölner Alt-Bürgermeister und starken Mann der rheinischen Union, einen hartnäckigen Gegner gefunden hat. Schon bevor Strauß Generalsekretär der CSU wird, ist er im Grunde bereits der Statthalter seines vielbeschäftigten Förderers.

Aber der Schongauer Landrat, Münchner Ministerialbeamte und CSU-Jungfunktionär ist ja auch ein Mann, der gar nicht weiß, wohin mit seiner Kraft. Aufgabe um Aufgabe lässt er sich aufladen, private Vergnügungen haben kaum noch Platz in seinem Leben, doch nichts wird ihm zuviel. Gelegentlich darf er nun Müller auch bei seinen Reisen und politischen Gesprächen außerhalb Bayerns begleiten.

Die entscheidende Horizonterweiterung erfolgt schließlich Anfang 1948. Seit Juni vergangenen Jahres tagt in Frankfurt eine erste über die Grenzen der Länder und Besatzungszonen hinausreichende parlamentarische Versammlung, der Wirtschaftsrat. Müller gehört ihm zwar nicht an, nimmt aber regelmäßig an den Beratungen der gemeinsamen Unionsfraktion in Frankfurt teil; wer weiß, ob hier am Main nicht die Keimzelle eines ersten gesamtdeutschen Parlaments entsteht. Zudem sind die im Wirtschaftsrat zu verhandelnden Fragen – möglicherweise – nicht nur für die Zukunft eines wieder zu errichtenden deutschen Nationalstaates von Bedeutung, sondern berühren in vielfältiger Weise vitale Interessen Bayern. Gerade die Landwirtschaftspolitik ist für das Agrarland überaus heikel, hängt doch das Schicksal der CSU, die vergangenen Jahre haben es gezeigt, nicht unmaßgeblich von Stimmen und Stimmungen der heimischen Bauernschaft ab.

Mit der Erweiterung des Frankfurter Gremiums Anfang 1948 hat sich auch das Abgeordneten-Kontingent der CSU vergrößert, und Müller fühlt Strauß für eine solche Aufgabe berufen. Es sind kaum die vier Semester Volkswirtschaft, die dieser in seinen Studienjahren en passant belegt hatte, die ihn für den Wirtschaftsrat prädestinieren. Auch seine bisher bekannten spärlichen Einlassungen zu Fragen der Wirtschaftspolitik dürften nicht den Ausschlag gegeben haben. Entscheidend ist wohl eher, dass Strauß, wie er oft genug bewiesen hat, keiner ist, der kneift, sondern einer mit Mut vor Königsthronen. Falls es in Frankfurt hart auf hart kommen sollte, wird man sich auf ihn verlassen können.

Die ersten Wochen und Monate in Frankfurt sind gar nicht nach dem Geschmack des jungen Mannes. Jedenfalls haben sie ihn »bislang nicht glücklich gestimmt«. Drei Monate besucht er nun schon fleißig die Plenarsitzungen und Fraktionsbesprechungen, ohne dass »die bisherige Entwicklung die Annahme rechtfertigen könnte, dort etwas Entscheidendes zu leisten«. Das einzig Positive, was Strauß seiner Präsenz zunächst abgewinnen kann, ist der Umstand, »daß ohne die Neuwahl junger Kräfte die Herren aus dem vergangenen Jahrhundert ihre oft wenig segensreiche Tätigkeit ohne absehbares Ende fortsetzen werden.«<sup>29</sup>

Nur ein einziges Mal wird Strauß eine mittelbar wichtige Rolle in Frankfurt spielen, die seinen Erfahrungsschatz durchaus bereichert, auch wenn sie nicht vergnüglich für ihn ist. Ohne recht zu wissen, wie ihm geschieht, lässt er sich in ein durchsichtiges Intrigenspiel gegen Hans Schlange-Schöningen, den Direktor für Ernährung und Landwirtschaft, einspannen. Dieser ist eigentlich, ähnlich wie Ludwig Erhard, der Direktor der Verwaltung für Wirtschaft, und dessen Vorgänger Johannes Semler, mit Hilfe Müllers in sein Amt gekommen. Nicht nur, dass über diese Aktion, die gegen die Absprachen des Münchner Ministerpräsidenten mit dem SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher durchgesetzt worden ist, die bayerische Regierungskoalition auseinanderbricht. Insbesondere die Berufung von Schlange-Schöningen, für den Josef Baumgartner auf der Strecke bleiben muss, birgt für die CSU eine ernsthafte Gefahr, ist dieser Affront doch Wasser auf die Mühlen der sich langsam zur lästigen Konkurrenz aufbäumenden Bayernpartei.

Im Sommer 1948, kurz nach der Währungsreform und der Schocktherapie der ungebundenen Preise, die Erhard der Wirtschaft verordnet hat, ist freilich von einem Wirtschaftswunder längst noch nichts zu sehen; selbst

vielen der Mutigen an der Seite des Wirtschaftsdirektors wird es angst und bange. Zerstört dessen Rosskur nicht alles, worauf man aufbauen müsste? Vor allem die Bauern – nicht nur in Bayern, aber besonders dort – sind gar nicht gut auf die Frankfurter Entscheidungen zu sprechen. Müller, dessen Position in der Heimat während der zurückliegenden Monate nicht eben stärker geworden ist, steht nicht alleine da, als es nach einem Sündenbock Ausschau zu halten gilt. Erst soll es Erhard sein, was Strauß in hitzigen Diskussionen zu verhindern hilft, dann hat man sich Schlange-Schöningen ausgeguckt, der spätestens seit dem »Kartoffelkrieg« südlich des Mains weithin verhasst ist.<sup>30</sup> Und dem norddeutschen Direktor für Ernährung und Landwirtschaft einen ersten Schlag zu versetzen – wäre das nicht eine schöne Aufgabe für den jungen Strauß? »Ich habe das noch für eine hohe Ehre aufgefaßt«, erinnert sich Strauß zwanzig Jahre später, »die Kampfrede halten zu dürfen. In Wirklichkeit war das ein typischer Vorgang. Da haben sie gesagt, ja, den Jungen da, der spannt das gar nicht, wenn wir dem die Rede hinschieben.«<sup>31</sup>

Der Wirtschaftsrat scheint, alles in allem, nicht der rechte Platz für Strauß zu sein, um seine Neigungen zu verfolgen, seine Talente zu entfalten. Nun gut, Erfahrungen immerhin kann er hier sammeln und seine Vorbehalte gegen die Politiker der älteren Generation auffrischen, die ja schon daheim in Bayern reichlich Nahrung bekommen haben. Wäre da nicht die Begegnung mit Ludwig Erhard gewesen, könnte man das gute Jahr im Probenparlament am Main fast als vertane Zeit abtun.

Unmittelbar nach dem Krieg hatte Erhard in München ein kurzes, jedoch nicht sehr folgenreiches Gastspiel als Wirtschaftsminister gegeben. Als Dank für seine Aufbauleistung bescherte ihm der bayerische Landtag einen Untersuchungsausschuss, der unter der Leitung des Bauernfunktionärs Schlögl dem parteilosen Erhard alle nur denkbaren Missstände im Wirtschaftsleben anlasten wollte, die in den Zeitumständen und wohl kaum in dessen Amtsführung ihre Ursache hatten. Möglicherweise ist Josef Müller, der Erhard im Frühjahr 1948 gegen erheblichen Widerstand in der CSU durchboxt, hierdurch auf die grundsätzlichen Gedanken Erhards zu einer neuen Wirtschaftsordnung in Deutschland aufmerksam geworden.<sup>32</sup> Auf jeden Fall ist Erhards freiheitliches und bundesstaatlich orientiertes Wirtschafts- und Währungsreformkonzept ein durchaus passendes Gegenstück zu Müllers Vorstellungen von einer anti-kollektivistischen Gesellschaftsordnung und föderalen Verfassung.

Dieser Mann, dem Strauß zeitlebens persönlich nie nahe stehen, nicht mal nahe kommen wird, entfacht nun in ihm ein neues Feuer der Begeisterung. Ähnlich wie einst von Müllers Ideen über die Zukunft Deutschlands und der CSU als Volkspartei, ist er nun von dieser Mischung aus Vision und Pragmatik angetan, die Erhard, von Anbeginn umstritten, landauf, landab verkündet.

Die Faszination, die von der Idee der Sozialen Marktwirtschaft auf Strauß ausgeht, ist noch in dessen Erinnerungen spürbar. Müller verpflichtet, sieht Strauß doch in Erhard das verkörpert, was er in den Kreisen der CSU seit der Auseinandersetzung zwischen Klerikalen und Liberalen, Unionsanhängern und Befürwortern einer Wiederbelebung der BVP, auf Bayern fixierten Provinzialisten und den national orientierten Mitstreitern vermisst. »Professor Erhard war ein ernst zu nehmender Wissenschaftler und ein löwenhafter politischer Kämpfer für seine Soziale Marktwirtschaft«, so Strauß im Rückblick.<sup>33</sup> In der CSU hingegen ist längst nicht mehr auszumachen, welcher Streit um die Sache und welcher um des Streites willen geführt wird.

Allmählich wird auch der Blick von Strauß auf Müller immer kritischer. Von einem Zerwürfnis kann nicht die Rede sein, aber Zweifel müssen doch erlaubt sein: Diesen Mann, Ludwig Erhard, den Müller selbst gerufen hat, will er nach wenigen Wochen schon wieder opfern? Die Zeit sei – angesichts des einzigen, was es im Überfluss gibt, Mangel allerorten nämlich – noch nicht reif, um die Wirtschaft in das ungelenkte Spiel der Kräfte von Angebot und Nachfrage, ins »Stahlbad freier Preise« zu entlassen. Müller verlässt, als es hart auf hart kommt, der marktwirtschaftliche Mut: Erhard müsse gestürzt werden, um die große Katastrophe abzuwenden.<sup>34</sup>

Die Begeisterung für Erhard wird sich bei Strauß bald legen, spätestens wenn es die beiden Herren, fast schon von Gleich zu Gleich, in Adenauers Kabinett miteinander zu tun bekommen. Um die Jahreswende 1948/49 – Strauß weiß, dass jetzt der Zeitpunkt der Entscheidung über sein künftiges Leben naht – freilich sieht er in diesem begeisternden Missionar der Sozialen Marktwirtschaft genau jene Kraft am Werk, die Deutschland beim Wiederaufbau braucht und deren Mangel er bei Betrachtung der älteren Politikergeneration verspürt.

So unbefriedigend die eigenen Möglichkeiten sein mögen, auf die politischen Geschicke Deutschlands einzuwirken; so ermüdend die vielen fruchtlosen Sitzungen in Parlament und Fraktion auch sind; so wenig das Frankfurter Verordnungs-Kleinklein dem Nachwuchspolitiker gefällt,

